



Heuernte auf dem Gebiet von Lunga. Mehr über das erloschene bessarabische Dorf im Bericht auf den Seiten 12 und 13

AUS DEM INHALT:

Unglaublicher Fund im Archiv

Seite 11

*Stärkung der Regionen im
Bessarabiendeutschen Verein*

Seite 3

*Leserbriefe zum Thema
„Bessarabische Toleranz“*

Seite 16

Meine Kindheit in Ali-Anife

Seite 5

*Über Judenseife –
Ein Rückblick 50 Jahre danach*

Seite 19

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

- Stärkung der Regionen im Bessarabiendeutschen Verein .. 3
 Wechsel im Redaktions- und Herausgabeteam des
 Heimatkalenders 4
 Heimathaus in Stuttgart wieder geöffnet..... 4

VEREINSLEBEN / VERANSTALTUNGEN

- Wie war's beim digitalen Museumstag? 4

DOBRUDSCHADEUTSCHE

- Meine Kindheit in Ali-Anife..... 5
 Suchanzeige „Johannes PAUL“ 9
 Was sagt Johann Adam zu den Malkotschern im KZ? 9

BILDER DES MONATS JUNI 2020 8

ERINNERUNGEN

- Maraslienfeld – eine Lagerhochzeit viele Fragen 10
 Unglaublicher Fund im Archiv 11

HEIMATGEMEINDEN

- Lunga – ein vergessenes Dorf in Bessarabien 12
 Lunga: Historie..... 13

BÜCHER

- Buchvorstellung: „Lebenslinien“ von Werner Schäfer... 14
 Hartmut Koschyk: „Heimat, Identität, Glaube“ 15

Armin Daniel Hermann:

- „Aniels Flucht durch ganz Europa“ 15

LESERBRIEFE

- Noch einmal „Bessarabische Toleranz“ 16
 Über Juden in Bessarabien 18

ÜBER DEN TELLERRAND

- 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland 19
 Was wir wussten – ein Rückblick 50 Jahre danach 19
 Die Legende der Judenseife 19
 Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeitern
 aus der Ukraine 20

KIRCHLICHES LEBEN

- Der Monatsspruch für Juni 2020 21
 Corona in der Ukraine und Moldawien..... 22
 Was lehrt Not?..... 22

GESCHICHTE UND KULTUR

- Aus dem Museum: Überhandtücher und Wandschoner ... 22

FAMILIENANZEIGEN / IMPRESSUM 23–24

TERMINE 2020

- 01.07.2020 Bessarabischer Klönschnack, 18.00 Uhr
 im Hotel-Restaurant Isenbütteler Hof,
 Hauptstraße 3, 38550 Isenbüttel
**Der Termin findet statt, insofern die
 gesetzlichen Vorschriften aufgrund von
 Covid 19 es zulassen. Bitte wenden Sie sich
 im Zweifel an den Veranstalter.**
- 30.08.2020 Kaffeenachmittag der Bessarabien- und
 Dobrudschadeutschen des KV Heilbronn,
 14.00 Uhr, Kleintierzüchterheim in
 Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg
- 26.09.2020 Mansfelder Treffen, Schloß Mansfeld in
 Mansfeld
- 26.09.2020 Gnadentaler Jahrestreffen um 14.00 Uhr im
 Gasthof „Traube“, Hanweiler bei Winnenden
- 04.10.2020 8. Bessarabische Zusammenkunft in Berlin
- 10.10.2020 Hauptversammlung und Kaffeetreff
 Kreisverband Backnang, evangelisches
 Gemeindehaus, Großaspach
- 11.10.2020 Heimattreffen Lichtental in Kirchberg
 a. d. Murr
- 13.–15.11.2020 Herbsttagung in Bad Sachsa
- 17.11.2020 Besen Möhle, Kreisverband Backnang,
 ab 13.00 Uhr, in Allmerbach a.W.

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
 Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
 an Wochenenden für Gruppen nach
 telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
 Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
 Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
 Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
 Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
 erscheint am 2. Juli 2020

Redaktionsschluss für die Juli-Ausgabe
 ist am 15. Juni 2020

Redaktion: Anne Seemann
 Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Stärkung der Regionen im Bessarabiendeutschen Verein

BRIGITTE BORNEMANN

Etwa 30 regionale Bessaraber- und Dobrudschanertreffen gibt es jedes Jahr in Deutschland. In diesem Frühjahr musste wegen der Corona-Pandemie alles abgesagt werden. Den Organisatoren ist dies nicht leicht gefallen, für sie alle ist ihr Treffen ein Höhepunkt des Jahres, auf den sie mit viel Vorfriede, Fleiß und guten Ideen hinarbeiten. Heute, Mitte Mai, denkt man über eine Lockerung der Einschränkungen nach. Wir können noch kaum einschätzen, was dies für unsere regionalen Kulturveranstaltungen bedeutet. Die Herbsttreffen stehen nach wie vor im Kalender. Soweit behördlich erlaubt, werden sie voraussichtlich stattfinden – selbstverständlich unter Beachtung der gebotenen Vorsichtsmaßnahmen. Denn die Gesundheit der meist älteren Besucher müssen wir schützen.

Strategische Ziele

Die regionalen Kulturveranstaltungen sind ein strategischer Schwerpunkt des Bessarabiendeutschen Vereins. Unser Strategiekonzept wurde im Jahr 2011 unter der Leitung von Günther Vossler entwickelt und hat noch nichts an Aktualität eingebüßt. Hierin stehen die regionalen Kulturveranstaltungen gleichrangig neben dem Informationszentrum im Heimathaus in Stuttgart und unseren Herkunftsdörfern in Bessarabien und der Dobrudscha. In den regionalen Treffen stärken wir den Zusammenhalt der Menschen mit bessarabiendeutschen Wurzeln und halten die Erinnerung an unsere gemeinsame Geschichte wach. Doch die regionalen Treffen leiden am meisten unter dem Schwund der Erlebnisgeneration. Wir müssen neue Wege gehen, um die Arbeit in den Regionen für die Zukunft zu sichern.

Regionalkonferenz am 1. Februar 2020

Von langer Hand geplant, trat am 1. Februar 2020 die erste Regionalkonferenz des Bessarabiendeutschen Vereins in Stuttgart zusammen. Es kamen 15 erfahrene Organisatoren von regionalen Kulturveranstaltungen, überwiegend aus dem Norden. Ziele der Konferenz waren ein Erfahrungsaustausch sowie die Beratung über eine stärkere Koordination und Unterstützung durch die Geschäftsstelle in Stuttgart.

Ausführlich berichteten die Teilnehmer über die Organisation ihrer jeweiligen Treffen. Die meisten können auf eine

lange Tradition zurückblicken. Gefragt nach überwundenen Schwierigkeiten, berichteten alle übereinstimmend von der langwierigen Suche nach einem kostenfreien Veranstaltungsraum. Ideal ist ein Gastwirt, der mit den Umsatz für Speisen und Getränke auskommt und keine Saalmiete nimmt. In Berlin war dies am Ende nicht mehr möglich, so dass der Veranstalter des Treffens die Saalmiete vorab zahlen musste. Er bat hierfür den Verein um Hilfe, die ihm auch gewährt wurde, und konnte nach dem Treffen den Vorschuss durch die eingenommenen Eintrittsgelder und Spenden zurückzahlen. Die meisten Veranstalter bemühen sich, ohne Eintritt auszukommen, bzw. beim Eintritt nur einen Beitrag für Kaffee und Kuchen zu nehmen. Die Bereitschaft, eine kostenpflichtige Veranstaltung zu besuchen, wurde allgemein als gering eingeschätzt, denn vor allem die ländliche ältere Generation hat nur ein geringes Einkommen. Einige Veranstalter lassen das Spendenkörbchen herumgehen, so dass die Bessargestellten sich an der Deckung der Ausgaben beteiligen können.

Ein weiterer Schwerpunkt des Austausches war die Programmgestaltung. Ein attraktiver Vortrag als Hauptprogramm-punkt ist heute ein wichtiges Zugpferd. Hier gibt es bereits eine Zusammenarbeit der Treffen in Uelzen und in Stechow, die ihr Programm gemeinsam planen. Beliebte Angebote sind ein Büchertisch und der Verkauf bessarabischer Spezialitäten. Eine Pinwand für mitgebrachte Fotos der Besucher war für manche eine neue Idee, die interessiert aufgegriffen wurde. Kochkurse kommen vor allem bei der jüngeren Generation gut an und sind geeignet, ihr Interesse für die bessarabiendeutsche Überlieferung zu wecken.

Unter den Standorten sticht Berlin deutlich hervor. Prominente Referenten und Besucher und eine steigende Teilnehmerzahl sprechen dafür, dass die Hauptstadt einen Standortvorteil bietet.

Unterstützung aus Stuttgart wird bisher vor allem durch den Versand von Einladungen im regionalen Umkreis des jeweiligen Treffens geleistet. Unsere Adressdatenbank umfasst einige Tausend Personen mit bessarabiendeutschen Wurzeln. Um sie aktuell zu halten, sind wir auf Rückmeldung aus der Region angewiesen. Wichtig für alle war die Nachricht, dass der Verein zukünftig stärker mithelfen will, das finanzielle Risiko zu tragen. Eine Unfallversicherung für Veranstaltungen besteht bereits. Zur Deckung der Kosten für Saalmiete und Referenten, die heute

kaum noch vermeidbar sind, wollen wir uns verstärkt um öffentliche Förderung bemühen. Auch eine Anregung für die Bibliothek konnten wir mitnehmen: Gewünscht wurde ein Verzeichnis der verfügbaren Videos zu bessarabiendeutschen Themen, um die Programmgestaltung der regionalen Treffen zu unterstützen.

Als Fazit wurde festgehalten, dass der Erfahrungsaustausch sehr hilfreich für die regionalen Organisatoren war. Die verstärkte Koordination und finanzielle Rückendeckung durch den Verein wurde dankbar angenommen. Eine weitere Sitzung soll im Herbst 2020 stattfinden, um die Veranstaltungen für 2021 terminlich abzustimmen und Ideen für die Programmgestaltung auszutauschen. Mittelfristig soll der Teilnehmerkreis der Regionalkonferenz ausgeweitet werden.

Einrichtung von Landesstellen

Der Bessarabiendeutsche Verein will sich verstärkt um öffentliche Förderung für seine regionalen Kulturveranstaltungen bemühen. Zur Umsetzung dieses Zieles musste der Vorstand zunächst eine etwas unübersichtliche Rechtslage klären. Wir wussten, dass eine Förderung für unsere Kulturveranstaltungen nach dem Bundesvertriebenengesetz (BVFG) im jeweiligen Bundesland zu beantragen ist. Jedoch stellte sich heraus, dass jedes Bundesland seine eigenen Regelungen und Zuständigkeiten hat, ebenso der Bund der Vertriebenen (BdV), der einen Teil der Mittel verwaltet. In einem Punkt aber gleichen sich die Regeln: es wird vorausgesetzt, dass der Antragsteller einen Sitz in dem jeweiligen Bundesland hat. Hierauf ist nun leider der Bessarabiendeutsche Verein nicht eingerichtet. Nur das Land Baden-Württemberg ist bisher für uns zuständig.

Der Bessarabiendeutsche Verein e.V. wurde im Jahr 2006 als bundesweite Organisation mit Sitz in Stuttgart gegründet. Eines der Gründungsmitglieder, die Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen, hatte Landesverbände, die aber in die Strukturen des neuen Vereins nicht eingebunden wurden und nur losen Kontakt hielten. Dies wurde so entschieden, um eine schlanke Organisation zu ermöglichen, die in der Lage ist, die Ressourcen zu bündeln. Das Konzept ging auf, der Bessarabiendeutsche Verein erwies sich als attraktiv für viele neue Mitglieder. Nun kommen neue Aufgaben auf uns zu. Die regionalen Gruppierungen brauchen Unterstützung.

Der Gesamtvorstand des Bessarabiendeutschen Vereins hat über diese Situation mehrfach beraten. Dann wurde auf der Sitzung am 14.03.2020 beschlossen, Landesstellen des Vereins neu einzurichten. Für jedes Bundesland wurde eine Person benannt, die wir als Landesvorsitzende berufen wollen. Die Umsetzung kam durch die Corona-Krise zunächst ins Stocken und geht nun Schritt für Schritt voran. Anfang Mai haben wir die Landesstelle Nord in Hannover mit der Landesvorsitzenden Erika Wiener eingerichtet und bei den zuständigen Stellen in Niedersachsen angemeldet. Ein Förderantrag für die Herbsttagung 2020 in Bad Sachsa ist gestellt.

Corona-Etikette

Wegen Corona müssen wir Abstand halten, mindestens 1,5 Meter. „Ein Gespräch kommt dabei aber nicht so leicht auf“, sagte jemand beim Mittagessen im Heimat-

haus in Stuttgart. Dienstags, wenn auch einige der ehrenamtlichen Mitarbeiter im Haus sind, setzen wir uns gerne zu einem gemeinsamen Mittagessen zusammen. Seit Corona haben wir dieses Treffen in den großen Sitzungssaal verlegt, um den geforderten Abstand einhalten zu können. Es ist wahr, leicht ist es nicht. Wir vermischen die Nähe, das Ungezwungene. Aber es hat sich eingespielt. Mit einem Ruck und etwas gutem Willen halten wir das Gespräch in Gang, und bald ist der Bann gebrochen. Geht doch. Jedenfalls besser so, als wenn jeder sein Essen alleine an seinem Arbeitsplatz einnehmen muss.

Mut macht auch die Nachricht von Birgit Pioch, dass sie ihren Bessaraberstammtisch in Isenbüttel am 1. Juli unter Einhaltung der Corona-Regeln stattfinden lassen will. Bei gutem Wetter im Freien wird man von den Einschränkungen nur wenig bemerken. Wir wünschen ihr gutes Gelingen und freuen uns auf den Bericht.

Wie war's beim digitalen Museumstag?

ANNE SEEMANN

Auch wenn die Museen inzwischen wieder öffnen durften – unter den bekannten Auflagen zu Abstand und Hygiene – so fand doch der Großteil des 43. Internationalen Museumstages am Sonntag, den 17. Mai 2020 digital und virtuell statt. Ob nun von zu Hause aus oder als tatsächlicher Ausflug, das Wetter war an diesem Tag perfekt für einen Museumsbesuch: Kalt und wolkig. Ich mache es mir mit einem heißen Tee vor meinem Computer gemütlich und genieße die Darbietungen.

Zuerst schaue ich auf unserer eigenen Seite vorbei, bin ich doch neugierig, wie die Präsentation geworden ist. Eine Slide-Show zeigt eine Auswahl der schönsten Exponate aus unserem Heimatmuseum. Mein Lieblingsstück hiervon: die Geldtasche von Olivier Décombaz aus Schabo. Die Geschichte dahinter finde ich einfach unschlagbar spannend.

Jetzt geht es weiter zu den Seiten anderer Landsmannschaften, die sich auch allerdaher ausgedacht haben. Ein kleiner Ausschnitt aus meinem digitalen Rundgang: Traditionell geht es beim Museumstag im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm um Kaffeehauskultur der Donaunomarchie. Als Ersatz für die sonst übliche Darbietung im eigenen Haus gab es in diesem Jahr einen Film über dieses Thema auf der Website. Der Besucher findet sich im Budapester Café Gerbeaud wieder und erfährt interessante Details über diesen Ort und die Geschichte der Kaffeehauskultur. Auf der Facebookseite ist noch die passende Musik für zu Hause verlinkt: ein Musikstück mit Klavier und Geige von Eva Llorente Díaz & Tamás Füzesi.

Einen virtuellen 360-Grad-Rundgang durch eine ganze Ausstellung gab es auf der Seite des Deutsch-Russischen Museums in Berlin-Karlshorst zu sehen. „Von Casablanca nach Karlshorst“ ist der Titel der Ausstellung, die auch vor Ort besucht werden kann. In der virtuellen Version manövriert der Besucher per Mausclick durch die Gänge mit Exponaten und kann zu vielen hiervon sogar Informationen nachlesen.

Um das Thema Baltischer Bernstein geht es in der digitalen Ausstellung des Westpreussischen Landesmuseums. Auf elf digitalisierten Ausstellungstafeln gibt es interessante Details zu Herkunft und Besonderheiten des Bernsteins aus der Ostsee zu erfahren.

Wechsel im Redaktions- und Herausgabeteam des Heimatkalenders

Mit der Herausgabe des 71. Jahrgangs des Jahrbuches der Deutschen aus Bessarabien, Heimatkalender 2020, endet die Mitarbeit von Pastor i. R. Arnulf Baumann. 20 Jahre lang, seit 1999, hat Arnulf Baumann engagiert und kompetent die Kalenderarbeit unterstützt. Im Jahrbuch 2020 ist ihm dafür von seiner Mitherausgeberin Dr. Cornelia Schlarb herzlich gedankt worden. Cornelia Schlarb arbeitet seit 25 Jahren am Jahrbuch mit und freut sich auf die neue Zusammenarbeit mit Brigitte Bornemann, Bundesvorsitzende des Bessarabiendeutschen Vereins, die für Pastor Baumann in die Redaktions- und Herausgabearbeit eingestiegen ist.

Wir freuen uns auf alle Beiträge, die für das Jahrbuch geschrieben werden und bitten darum, die Beiträge für das Jahrbuch 2021 bis zum **30. Juni 2020** an folgende Anschriften zu senden oder zu mailen:

Cornelia Schlarb, Am Lomberg 17, 35085 Ebsdorfergrund
E-Mail: *coschlarb@gmx.de* oder

Brigitte Bornemann, Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, E-Mail verein@bessarabien.de

Heimathaus in Stuttgart wieder geöffnet

Wegen der Corona-Pandemie war unser Haus auf behördliche Anordnung seit dem 18. März für Besucher geschlossen. Seit dem 6. Mai 2020 dürfen die Museen in Baden-Württemberg wieder öffnen, soweit sie die Hygiene- und Abstandsregeln einhalten können.

Unser Heimatmuseum ist wieder für Besucher geöffnet. Jedoch können wir wegen unserer räumlichen Gegebenheiten nur einzelne Personen und Familiengruppen bis zu vier Personen einlassen. Wir bitten Sie, sich anzumelden, damit wir den Zugang steuern können.

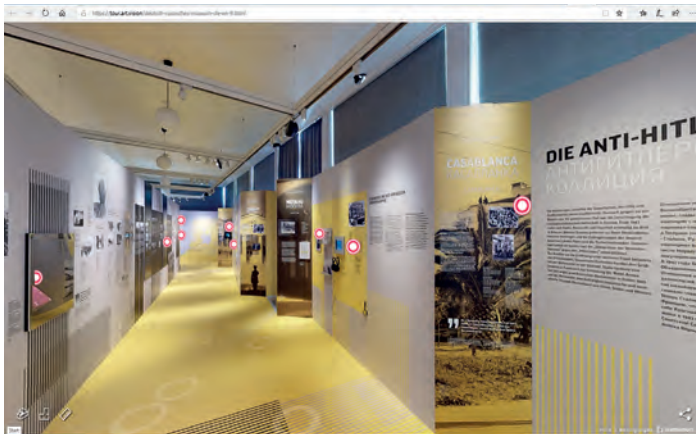
Bücherbestellungen, Anfragen an das Archiv und die Familienkunde bearbeiten wir gerne. Jedoch ist mit Verzögerungen zu rechnen, denn einige unserer ehrenamtlichen Mitarbeiter arbeiten weiterhin von zu Hause. Wir bitten alle Interessierten um etwas Geduld.

Die Geschäftsstelle ist in vollem Umfang besetzt. Wir beantworten gerne alle Anfragen telefonisch und per E-Mail.

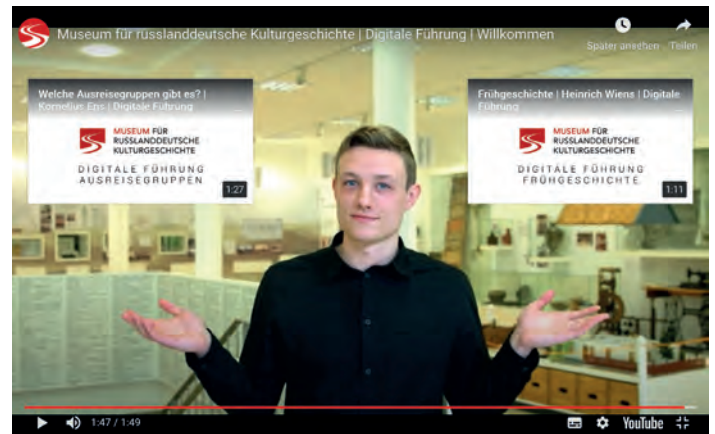
Telefon: 0711 / 44 00 77-0

E-Mail: verein@bessarabien.de

Neuigkeiten erfahren Sie auch auf unserer Homepage www.bessarabien.de.



Virtuelle 360-Grad-Führung durch das Deutsch-Russische Museum in Berlin-Karlsborst



Eine Museumsführung per YouTube-Video mit interaktiver Wahlmöglichkeit vom Museum für Russlanddeutsche Kulturgeschichte

Das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte bietet einen interaktiven Rundgang durch das Museum, bestehend aus mehreren gut ein-minütigen Videos, deren Reihenfolge der Zuschauer selbst bestimmen kann – je nach dem, was ihn selbst am meisten interessiert.

Auf der Seite des Oberschlesischen Landesmuseums gab es einen virtuellen Rundgang durch die erfolgreiche Ausstellung „Schaukelpferd und Zinnsoldaten. Kindheit und Jugend in Schlesien“ in Form eines Videos auf Youtube. Die Ausstellung selbst ist inzwischen geschlossen, doch bevor die Exponate abgebaut wurden, hat sich jemand die Mühe gemacht und die Ausstellung gefilmt. Einziges Manko ist, dass das Video ohne Ton präsentiert wurde. Aber auch so waren es schöne Bilder von den ganzen Kinderspielzeugen.

Der Schlesisch-Oberlausitzer Museumsverbund führte in einem auf Facebook verlinkten Video durch das Ackerbürgermuseum in Reichenbach, ein altes Bürgerhaus, in dem die Arbeits- und Lebens-

verhältnisse der kleinen Leute ausgestellt sind.

Um das Thema „Das Kriegsende 1945. Eindrücke“ geht es in der Präsentation der Deutschen Digitalen Bibliothek. Verschiedene Bilder und Texte geben einen interessanten Überblick zum Thema. Besonders beeindruckt hat mich das Flugblatt zur bedingungslosen Kapitulation, das in seiner gesamten Länge nachzulesen war, und die Auszüge aus dem Tagebuch von Gerda Langosch aus Berlin.

Eine dauerhafte digitale Ausstellung findet sich auf der Webseite der Südmähren. Zu sehen sind Bilder von Gemälden und ausgewählten Ausstellungstücken sowie Informationen zur Geschichte der Mähren seit dem 13. Jahrhundert.

Mein Fazit: es hat sehr viel Spaß gemacht, an diesem Tag so viele Einblicke in verschiedenste Museen zu bekommen. Herzlichen Dank allen Verantwortlichen für die kreativen Ideen und die tolle Umsetzung!



Mein Lieblingsstück aus der Slide-Show auf der Homepage des Bessarabiendeutschen Vereins
www.bessarabien.de/museumstag2020/index.html



STEFAN SABO
im März 2020

Meine Kindheit in Ali-Anife

Nach meiner Geburt am 24. September 1934 habe ich, bis zu unserer Abreise am 20. April 1943, in Ali-Anife und in Dobritsch gelebt. Über diesen Zeitraum möchte ich folgendes berichten:

Am Dienstag, dem 24. September 1934, wurde ich im Haus meines Opas Peter Zerr geboren. Dort wohnten auch meine Eltern. Meine Mutter war noch ein junges, zartes Mädchen von 19 Jahren. Sie konnte mich nicht ausreichend mit Muttermilch versorgen. Zur gleichen Zeit brachte Maria Herling ihre Tochter Gretl zur Welt. Maria war eine kräftige, gesetzte Frau. Sie konnte leicht zwei Säuglinge ernähren. Ich hatte also eine Amme.

So war das im Dorfleben, man hat sich selbstverständlich gegenseitig geholfen. Die gemeinsame Muttermilch hat Gretl und mich irgendwie verbunden. Wir haben uns später in den Lagern, in der Schule nach dem Krieg immer gut verstanden und gegenseitig geholfen. Gretl war später das „Kindermädchen“ für meinen kleinen Bruder Fritz. Mutter arbeitete in der Zeit bei Bauern und sorgte so für Lebensmittel. Meine Uroma lebte am Rande von Dobritsch. Es war ein vornehmes Viertel und galt als Naherholungsgebiet der Stadt. In den Weinbergen hatte sie ein Sommerhaus. Das Winterhaus war von vielen Obstbäumen umgeben, es war massiv gebaut. Sie konnte sich einiges erlauben und unternahm deshalb auch viele Reisen. An die Kurorte am Meer. Nach Baltschik und

Mamaia, Constanza. Dort lebte ihr Bruder. Der war Hafenmeister, also auch in gehobener Position. So konnte ich als kleines Kind schon viel erleben.

Doch leider ging meine schöne Zeit in der Stadt zu Ende. Der Schulanfang rückte näher. In der Stadt gab es keine deutschsprachige Schule. Also kehrte ich nach Ali-Anife zu meinen Eltern zurück. Ali-Anife war ein rein deutsches Dorf. Nur ein bulgarischer Schafzüchter lebte am Ortsrand.

Die Schule

Alle Schüler, von der ersten bis zur sechsten Klasse, wurden in einem Klassenraum unterrichtet. Unser Lehrer war der Herr Gabriel Bernhard. Ich war der jüngste und



Geburtsbescheinigung für Stefan Sabo – Стефанъ А. Савовъ – aus dem Jahr 1940



Taufurkunde des Stefan Sabo

kleinste in der Klasse. Eine Begebenheit hat sich mir besonders eingepägt. An einer Wand des Klassenraumes sollte (musste) ein Bild von Adolf Hitler aufgehängt werden. Das hatte mein Vater gemalt. Der hat sich als Kunstmaler ausgegeben. Da hab' ich meinen Vater mal so richtig wahrgenommen. Da ich ja aus der Stadt zurück war, kannte ich ihn gar nicht so richtig. Er war mächtig stolz. Wir Schüler mussten dann vor Unterrichtsbeginn aufstehen und das Deutschlandlied singen.

Mein Schulweg, ich erinnere mich noch gut

Im Unterricht war Rechnen auf dem Stundenplan. Pius Zerr sollte eine Aufgabe im Kopfrechnen lösen. Pius war drei Jahre älter und über einen Kopf größer als ich. Für die gestellte Aufgabe hatte er keine Lösung. Ich streckte den Finger hoch und konnte dem Lehrer die richtige Lösung sagen. Pius und ich mussten nach vorn kommen. Der Lehrer stellte einen Hocker neben Pius. Darauf musste ich mich stellen. Ich war nun genau so groß wie Pius. Nun musste ich im Auftrag des Lehrers dem Pius eine „Backpfeife“ geben. Das waren moderne Erziehungsmethoden ...

Das Dorf, ein großer Spielplatz

An das Dorfleben musste ich mich erst gewöhnen. Ich kannte ja nur die Stadt und die Uroma. Sie war viel mit mir unterwegs und ich habe auch einiges gesehen, aber es waren keine Kinder um mich herum. Das Dorf war offen und frei, es kam mir wie ein großer Spielplatz vor.

Mein Taufpate, Johannes Zerr, hatte zwei Esel. Auf denen sind wir Kinder durch das Dorf und über die Felder geritten. Fahrrad oder Roller gab es nicht. Die Natur war unser Spielzeug.

Auf dem Nachbargrundstück von meinem Opa Peter Zerr lebte der bulgarische Schafzüchter Dodorov. Mit seinen Hunden habe ich viel herumgetobt. Manchmal durfte ich bei ihnen zum Mittagessen bleiben. Es gab viel Schafkäse und Kefi. Der

wurde jeden Tag in einer großen Schüssel neu angesetzt und mit einem großen Tuch abgedeckt. Aufbewahrt wurde die Schüssel unter dem Bett.

Auf den fruchtbaren Ackerböden wurde viel Soja ausgesät. Zwischen den Reihen musste mit Egge und Pflug gehackt und gepflegt werden. Ein Pferdegespann, auf dem wir Kinder reiten durften, zog die Geräte.

Bären und Wölfe

Ich war mit meinem Patenonkel auf dem Feld. Plötzlich sagte mein Onkel: schau, am Waldrand, ein Bär. Und tatsächlich, am Ende des Sojafeldes stand ein Bär. In den Wäldern gab es noch Bären und Wölfe.

Unser Dorf lag auf einer Anhöhe. Das Grundstück von Opa Franz lag am Dorfrand und grenzte an eine Talsenke. Dort unten war ein kleiner Teich, der von einem Bach gespeist wurde. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe, am Waldrand, gab es im Winter folgende Beobachtung: Nach Einbruch der Dämmerung standen am Waldrand die Wölfe und heulten in das Tal. Das Echo hörte sich im Dorf unheimlich an.

Die Wölfe sind oft in die Stallungen eingebrochen und haben Tiere gerissen. Im Winter sind deshalb nachts immer zwei Männer durch das Dorf gezogen, um Wache zu halten. Da mein Vater immer das Abenteuer gesucht hat, war er meistens mit dabei.

Dorflebe

Im Dorf herrschte eine große Harmonie und viel Gemeinsamkeit. Der Kirchgang sonntags war Pflicht. Nach der Messe ist die ganze Gemeinde zum Dorfplatz marschiert. Dort wurde gesungen, gespielt und viel erzählt.

Am Silvesterabend ist Thomas Zerr, ein Vetter meiner Mutter, immer in den kleinen Kirchturm gestiegen und hat das Neue Jahr eingeschossen. Anschließend wurde im Vereinshaus gefeiert.

Im Sommer kamen öfter Wander-Zigeuner. Die hatten dressierte Bären dabei. Die armen Viecher mussten dann zur Musik tanzen.

Die Menschen im Dorf waren totale Selbstversorger. Alles, was man zum täglichen Leben brauchte, gab es im Garten oder auf den Feldern. Die Frauen konnten spinnen, stricken, weben und nähen. Unter den Männern waren Landwirte, Schmiede, Zimmerer und Schreiner. Die deutschen Siedler waren halt Pioniere.

Auch mein Opa Peter war so ein Pionier. Er hat fortschrittlich gedacht und eröffnete in Dobritsch ein Geschäft für Milch und Käseprodukte. Bedienung – Verkäuferinnen waren genügend vorhanden. Schließlich hatte er ja sieben Töchter.

In diesem Laden bediente auch meine Mutter. Der Zufall schickte auch meinen Vater zum Einkauf in diesen Laden. Und er kam immer wieder, bis es gefunkt hatte. So haben sich Vater und Mutter kennen gelernt.

Die Häuser im Dorf waren Flachbauten und hatten keine Keller. Zum Lagern und Kühlen von Lebensmitteln und Vorräten nutzten die Menschen Erdlöcher. Dazu wurde der Boden bis fast zwei Meter tief ausgehoben und als Vorratsraum hergerichtet. Mit Bohlen und Erde abgedeckt, war der Kühlkeller fertig.

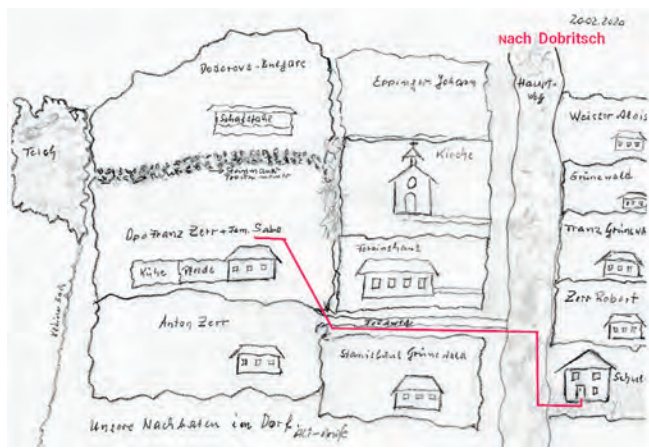
Die Böden auf den Feldern waren sehr fruchtbar. Man nannte die Gegend auch die „Goldene Dobrudscha“. Salate, Gemüse und Obst war also reichlich vorhanden. Morgens, in aller Frühe, spannte man das Pferd vor den Karren und erledigte den Einkauf. Da es keinen Kunstdünger gab, war also alles Bio-Ware. Auch heute noch wird das fruchtbare Land bearbeitet. Nur das Saatgut hat sich geändert.

Noch eine böse Geschichte

Am Ortsrand zog sich ein Tal vorbei. An dessen Ende war der „Sammelplatz“ für die Kühe. Die Bauern brachten morgens ihre Tiere dorthin. Ein Hirte zog dann mit der Herde über die Weiden. Abends holten die Bauern ihre Tiere am Sammelplatz wieder ab.

Svoboda und Dobrevi liegen etwa einen Kilometer auseinander ...

In der Nähe des Sammelplatzes, zwischen den Orten Ali-Anife und Svoboda lag eine



Der Schulweg



Das neu erbaute Gotteshaus in Kalfa 1912

Ruine. (Es ist wahrscheinlich, dass es der ursprüngliche Ort Ali-Anife war. Die Ortsbezeichnung stammt nämlich aus der türkischen Besatzungszeit). Die Ortschaft Svoboda war ein rein bulgarisches Dorf. Weder unsere Erwachsenen noch wir Kinder hatten eine Beziehung dorthin.

Eines Tages, beim Spielen in der Ruine, sind wir in die Nähe des Ortes geraten. Da hatten wir die Aufmerksamkeit der dortigen Kinder geweckt. Sie haben uns als „Fremde und Feinde“ angesehen. Um uns zu vertreiben, hetzten sie ihre Hunde auf uns. Voller Angst und Panik sind wir in Richtung Heimat geflohen. Ich bin unterwegs gestolpert und hatte mir Knie und Ellenbogen aufgeschlagen. Nach diesem Vorfall haben wir die Nähe des Dorfes Svoboda gemieden.

Unser Dorf

Das schönste und reichste Dorf der Süddobrukscha soll Ali-Anife gewesen sein. Die Familien Zerr, Bernhard, Weißer, Grünwald, Eppinger, Herrling, Glaßner usw. waren stolz auf ihre deutsche Herkunft. Das Dorf wechselte öfter seinen Namen: in der türkischen Zeit hieß es Ali-Anife, die Bulgaren nannten es Kalfa, von 1940–1942 nannten sie es auch Hitlero, danach wurde es auch Germantsi genannt.

Als deutsches Dorf bestand Kalfa 40 Jahre lang. Von 1913 an gehörte Kalfa, die Süddobrukscha, zu Rumänien. Erst ab 1940 wurde es wieder Bulgarien angegliedert. Es wurde eine eigene Schule erbaut. Es gab einen Kirchenchor und einen Gesangsverein. Geleitet von Gabriel Bernhard. Die Jugend hatte einen Sportverein. Die wirtschaftliche Lage des Dorfes war gut. Die Felder waren fruchtbar. Weizen, Hafer, Gerste, Mais, Sonnenblumen, Raps usw. konnten angebaut werden. So war auch ausreichend Nahrung für Mensch und Tier vorhanden. Jakob Weiser und sein Sohn Nikolaus arbeiteten in ihrer Schmiede. Raphael Glaßner war Tischler, Maurer, Mechaniker und Metzger in einer Person. Ein Wirtshaus gab es nicht. Jeder versorgte sich sel-

ber mit Wein und Schnaps, aber alle hatten ein offenes Haus. Nikolaus Weiser richtete in der Nähe seiner Werkstatt ein Café ein. Zum Reden und Kartenspielen geeignet. Anton Zerr war Imker. Simon Zerr Schnitzer, Bildhauer und auch Friseur. Was sonst keiner konnte, regelte Hans Eppinger.

Unsere Kirche – unser Pfarrer

Im Frühling des Jahres 1903 soll mit der Besiedlung des Ortes Ali-Anife begonnen worden sein. Zu den Pionieren gehörte wohl Johann Zerr, sein Sohn Anton Zerr und Ferdinand Bernhard. Schon bald nachdem sich die Menschen in dem neu gegründeten Ort wohl fühlten, hatten sie ein neues großes Ziel. Sie wollten eine eigene Kirche im Dorf haben. Die Planungen dazu begannen sofort. Drei Jahre nach Baubeginn war das Werk vollbracht. Am 23. Oktober 1911 war die Einweihung.

Nach einer Postkarte:

Mission der P.P.Passionisten Nord Bulgarien. Bitte um ein Almosen zur Bezahlung der neuen Kath. Kirche in **Ali Anife Kalfa** (Dobrudja).

Man kann Beiträge geben, nach Belieben, von 1 Mark, 2–5 oder 10 Mk. Geistliche Vorteile der Wohltäter. 2 500 Heilige Messen werden jedes Jahr von den Passionpatres für den lebenden und verstorbenen Wohltäter dargebracht, und diese haben noch besonderen Anteil an den Gebeten, guten Werken und Opfern der Mitglieder des Ordens. Almosen zu senden an: Hochw. Pater Alexius Passionist Ali Anife Kalfa (bei Dobritsch) Bulgarien.

Die Kirche war nun vorhanden. Aber eine eigene Pfarrei benötigt auch einen eigenen Priester. Eine Pfarrei wurde 1909 gegründet. Aus dem Passionistenkloster von Rustschuck, einer Missionszentrale für den Balkan, kam Pater Alexius Shoenmakers. Der stammte aus Holland, sprach aber sehr gut deutsch. Er war vielseitig begabt und war daher sehr beliebt. Die Einrichtung einer Schule und eines Pfarrhauses hat er maß-

geblich mit gefördert. Er organisierte einen Kirchenchor und baute eine Pfarrbibliothek auf. Mehr als 30 Jahre hat der „gute Pater Alexius“ das Dorf begleitet.

So ist es gekommen

Es war also ein selbstständiges Dorf. Die Einwohner waren zufrieden und stolz auf das, was sie erreicht hatten. Es war der sprichwörtliche deutsche Fleiß, der das alles ermöglicht hat. Aber waren wir „Deutsche“? Wir sind doch erst viel später, am 25. Juli 1943, in Niedernfels¹ eingebürgert worden. Egal, wir haben uns als solche gefühlt und auch so verhalten. Aber der Friede, die Ruhe, geriet ins Wanken. Ich erinnere mich: Eines Tages kamen Kolonnen schwerer Fahrzeuge, Lastkraftwagen und Panzer durch unser Dorf. Es waren deutsche Soldaten auf dem Weg nach Griechenland. Wir haben sie begrüßt, bejubelt und beschenkt. Was war das für ein Zeichen?

Es wurden junge Männer und Frauen „eingezogen“. Darunter waren Anton, Paul und Brigitte – Geschwister meiner Mutter. Es war Anfang 1943. Es kamen Männer ins Dorf, die Werber. Sie redeten mit den Eltern und Großeltern. Sie versuchten zu überzeugen. „Wenn ihr ‚Deutsche‘ sein wollt, dann kommt heim ins Reich.“ Sie wollten ja Deutsche sein, sie fühlten sich ja auch so. Die Versprechungen waren groß, Haus, Hof und Ländereien sollen sie bekommen. Die Menschen waren gutgläubig und folgten dem Aufruf.

Dann ging alles recht schnell. Die EWZ² (Einwanderer-Zentralstelle) hatte die Organisation. Das Nötigste und Persönliche wurde gepackt. Pfarrer Pater Alexius Shoenmakers feierte einen Gottesdienst in der Kirche.

¹ Niedernfels ist ein Ortsteil der Gemeinde Marquartstein im oberbayerischen Landkreis Traunstein.

² Die Einwandererzentralstelle (EWZ) war eine Mitte Oktober 1939 zunächst in Gotenhafen (Gdynia) eingerichtete nationalsozialistische „Sammeldienststelle“, die die Einbürgerung und Ansiedlung von bis zu 1.000.000 „volksdeutschen Umsiedlern“ regelte. Dabei erfolgte die Auswahl nach angeblich rassebiologischen und politischen Kriterien.

Auch auf dem Friedhof, am Ortsrand, galt es, Abschied zu nehmen. Die Toten blieben alleine zurück. Meine Kindheit ebenfalls ...

Auf der Donau begann ein weiterer Lebensabschnitt

Meine Kindheit endet mit einer Schiffsfahrt. Alle Aussiedler wurden aufgelistet, die Papiere erstellt. Danach erhielt jeder eine sogenannte „EWZ-Karte“. Das war also die Fahrkarte. Am 20. April 1943 startete das Schiff von Russe aus nach Passau. Dort sind wir nach 10 Tagen und 1100 Kilometern angekommen.

Diese Aufzeichnungen hat Stefan Sabo gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Fritz angefertigt. Die Erinnerungen des Bruders sollten unbedingt für die Familie aufbewahrt werden. Als hätte dies alles eine Vorsehung gehabt. Stefan Sabo verstarb im April 2020, nachdem er alle seine Erinnerungen seinem Bruder noch mitteilen konnte. Sein Bruder arbeitet noch an der Aufbereitung des nächsten Lebensabschnittes: die Wanderung durch die Lager, die verschiedenen Versuche einer Ansiedlung, bis zum Ende des 2. Weltkrieges. Interesse der Leser des Mitteilungsblattes vorausgesetzt, kann auch dieser Teil hier erscheinen.

Bilder des Monats Juni 2020

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Wer weiß etwas zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos? Erkennen Sie jemanden?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail-Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!
Ihr Heinz Fieß, Administrator www.bessarabien.de



Suchanzeige



Vielleicht können Sie uns bei der Suche nach Angehörigen von **Johannes PAUL**, geboren am 21.01.1938 in Mangeapunar, Dobruška, helfen. Er wohnte seit 1949 in Salzgitter-Lebenstedt, Am Haudorn 8.

Haben Sie Hinweise auf Eltern, Geschwister oder andere Verwandte?

Über Ihre Rückmeldungen würden wir uns sehr freuen.

Auch wenn Sie Angehörige zu Otto PAUL, geboren 1916, gefallen 1942/1944, wissen, wäre das für uns interessant. Er war verheiratet mit einer Frau GÖTZ, verstorben ca. 1950. Die beiden hatten einen Sohn, dessen Namen wir gerne wüssten.

Antworten bitte an:

Familienkunde Frau Kanz, Tel. 0711 44 00 77 16 oder betz@bessarabien.de



Was sagt Johann Adam zu den Malkotschern im KZ?

HEINZ-JÜRGEN
OERTEL

Johann Adam war ein viel schreibender, dichtender, denkender Bauer, der sich Zeit seines Lebens mit dem Deutschtum in der Dobruška beschäftigt hat. Leider hatte er keine Schulbildung genossen. Sein Ziel war, ein Buch über das Dobrušchadeutschtum zu schreiben. Dafür liegt von ihm im Archiv des IVDE (Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa) in Freiburg ein Manuskript von über 300 Seiten vor, aber das von ihm Geschriebene war nicht veröffentlichungsreif. Das vorhandene Material müsste zuvor bearbeitet werden. In einem Vorwort zu seiner bemerkenswerten Arbeit gibt Johann Adam an, dass er in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen durch das Werk von Paul Träger, „Die Deutschen in der Dobruška“ und durch Otto Klett, Johann Straub und Johann Wagner ange-regt worden sei, diese „Chronik“ zu schreiben. Adam hatte damit schon in der Dobruška angefangen und in den Umsiedlerlagern weitergeschrieben. Nach dem Krieg suchte er für die Veröffentlichung seiner Arbeit einen Verleger, jedoch ohne Erfolg.

Uns ist es jetzt gelungen, seine Aufzeichnungen digital aufzubereiten. Auch die ersten Gespräche mit Nachfahren zur Klärung des Urheberrechts wegen einer Aufbereitung und Zugänglichmachung sind vielversprechend.

An dieser Stelle sollen nur einige Ausschnitte publiziert werden. Im Mitteilungsblatt Oktober 2018 erschien ein Bericht, wie es dazu kam, dass Bürger der katholischen Gemeinde Malkotsch, sowohl Männer als auch Frauen, als Umsiedlungsunwillige 1941 ins KZ kamen. Lesen wir, was Johann Adam dazu schrieb:

Zum Dorf schrieb er an einer Stelle: „Der Boden ist gut, sie kamen bald zu Wohlstand. Sie waren ein fröhliches Völkchen! Der Regimentskapellmeister Wend nahm sich seine Jungens nur von Malkotsch. Sehr unwillig machten sie die Umsiedlung mit, viele blieben zurück, es ging ihnen ja auch dreckig genug, aber sie sind bis heute daheim, und sind nicht ganz ruiniert wie wir.“

Diese Zeilen schrieb er erst nach dem Krieg, nach all den schrecklichen Erfahrungen von Umsiedlung und Flucht und den ersten Jahren nach 1945, als er öfters bemerkte, dass die Dobrušchaner jetzt „ruiniert“ seien.

Zur Lagerzeit der Malkotscher schreibt er: „In den Lagen wird man ungeduldig, es gärt hin und her. Ja ich höre sogar, dass sich das Lager Malkotsch nicht hat durchschleusen lassen, und sie sind darum alle eingesperrt worden. Sie tun mir leid, diese armen Menschen, dass sie es nicht verstanden haben sich in diese gefährlichen Zeit zu schicken.“ Macht er hier ihnen einen Vorwurf? Sie hätten sich wie alle anderen anpassen sollen?

Adam hat viele seiner Gedanken in Versform festgehalten. Er schreibt dazu „Ich schrieb ihnen folgenden Ruhm ins Stammbuch:“

Malkotsch

*Ja, Malkotsch lässt sich nicht durchschleusen
ja dieses ganz entschieden nicht
dadurch tun sie beweisen
mit Zwang erreicht man Liebe nicht.*

*Ja, sie zeigen keine Liebe
nein sie tun widerstreben
dafür gibt es Streich und Hiebe
doch sie trotzen bis zum Sterben.*

*Ja, man bringt sie in die Lager
oft in Keller auch binein
trotzdem schleudern sie dem Frager
ins Gesicht ein freches „Nein“.*

*Doch dem Peiniger wird nicht bange
er hat der Mittel wohl noch viele
und wenn sie alle nicht verfangen
das letzte bringt ihn doch zum Ziele.*

*Hat das Frauenscheren nicht gebolten
und auch der Gummiknüppel nicht
so fährt er fort mit dem Verbungern
entzieht das Wasser und das Licht.*

*Doch sie trotzen unverdrossen
es tritt keiner aus dem Glied
doch morgen werdet ihr erschossen
dies teilet man ihnen mit.*

*Doch da gab's ein Protestieren
von allen Seiten her
ja sie tun kapitulieren
es geht, nicht weiter mehr.*

Die vorliegenden Ausschnitte sollen Ihr Interesse an der Veröffentlichung der Dobruška Chronik von Adam wecken, was wir hoffentlich bald erreichen werden.

Ein weiteres Gedicht von Johann Adam

Die Wassermelone

*Endlich bringen wir unterdessen
auch Arbusen auf den Tisch
die wir einst so viel gegessen
abends warm und morgens frisch.*

*Ja, sie war die Hauptnabrung
fast den ganzen Sommer durch
der Kranke aß sich daran gesund
der Gesunde, aß sie ohne Furcht.*

*Auch gab sie gute Marmelade
auch eingesäuert war sie gut
nur ist es ewig jammerschade
dass sie hier nicht reifen tut.*

*Sie kann sich hierber nicht gewöhnen
es geht ihr genau so wie uns
die Natur die lässt sich nicht versöhnen
gewöhnen konnte man nur uns.*

*Ja wir sind es längst gewohnt
morgens nach den Schweinen schau
ob sie noch da sind, ob noch wohnt
lebend Nachbar, Kind und Frauen.*

*Ob noch Nachbars Scheune steht
ob nicht alles abgesengt?
ob heute auch der Zug noch geht
ob die Brücke nicht gesprengt?*

Diese Zeilen schrieb er in der Zeit der Ansiedlung in Polen, er muss die Melonen seiner Heimat, genau wie seine Heimat selbst, wirklich sehr vermisst haben.

Maraslienfeld – eine Lagerhochzeit viele Fragen

SIGRID STANDKE

Seit Jahren begleiten mich diese zwei Hochzeitsbilder, wenn ich frühere Maraslienfelder oder ihre Nachkommen treffe. Immer wieder habe ich die Hoffnung, dass einmal jemand dabei ist, der darauf eine verwandte Person erkennt. Bis heute hatte ich aber noch kein Glück und möchte es nun auf diesem Weg versuchen.

Was weiß ich selbst zu diesen Bildern zu sagen? Gefunden habe ich sie in der Fotokiste einer meiner Onkel, ohne dass seine Familie mir etwas dazu erzählen konnte. Ich habe die Brüder Daniel Sasse, geboren 1921, und Oskar Sasse, geboren 1923, darauf erkannt. Weitere mir bekannten Gesichter gehören zur Familie Johann Schneider aus Maraslienfeld. Neben seinen beiden ältesten Töchtern Flora, geboren 1921, und Elwiera, geboren 1922, ist er selbst auch auf einem dieser Bilder zu sehen.

Johann Schneider war einige Jahre Küsterlehrer in Sarjari, einem Nachbarort von Maraslienfeld. Später hat er aber den Lebensunterhalt für seine Familie als Händler für Wolle und Stoffe verdient. Doch seinen Beruf hat er nie ganz aufgegeben. Wenn er als Lehrer oder auch als Küster im Dorf gebraucht wurde, hat er gern ausgeholfen. So konnte er auch mal den Gottesdienst halten und er spielte Klavier und die Orgel. Auch im Vereinsleben des Dorfes war er aktiv. Er war ein Fußball- und Tanzlehrer und leitete den Kirchenchor bis zur Umsiedlung 1940. Im Jahr 1938 finden wir in der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“ von ihm auch einige kleine Berichte über das Geschehen in seinem Heimatdorf Maraslienfeld.

Die Familie Johann Schneider kam in das Umsiedlungslager in Lautschnei in der Nähe von Gablonz, an der Neiße, im Sudetenland. Während dieser Lagerzeit übernahm Johann Schneider in Eigeninitiative den Unterricht der Schulkinder.

Und so ist wieder ein Bogen geschlagen zu diesen Hochzeitsbildern. Es ist vorstellbar, dass Johann Schneider im Umsiedlungslager in Lautschnei ein Paar aus Maraslienfeld getraut hat und deshalb mit der Hochzeitsgesellschaft zusammen fotografiert wurde.

Zu den Umsiedlungslagern kann noch berichtet werden, dass ich Maraslienfelder in insgesamt acht Umsiedlungslagern im Raum Gablonz an der Neiße, im Sudetenland, gefunden habe. So waren in der Stadt Gablonz, heute Jablonec nad Nisou, selbst drei Lager eingerichtet (Nr. 63–65). Weitere Lager gab es in Lautschnei (Nr. 66), Friedrichswald (Nr. 67), Tännwald (Nr. 69), Schumburg, Hotel (Nr. 70) und Schumburg, Turnhalle (Nr. 71). Nur für vier Lager gibt es noch heute Einwohnerlisten. Für das Lager Lautschnei, wo vermutlich diese Hoch-



Hochzeit eines unbekanntes Paares, vermutlich im Lager Lautschnei – Bild 1



Wer weiß etwas zum Hochzeitspaar oder der -gesellschaft? – Bild 2

zeit gefeiert wurde, gibt es keine solche Familienliste, allerdings habe ich in der Vergangenheit schon 15 Familiennahmen in den Archiven finden können. Leider hat mir dieses Wissen bisher nicht helfen können, die Personen auf diesen Fotos zu erkennen. Es sind zwei schöne Fotos. Sie zeigen uns junge Menschen aus unserer Heimat, zeigen uns Trachten und Tradition unseres bessarabiendeutschen Lebens, aber auch die schönsten Fotos haben für die Erhaltung unserer Geschichte nur wenig Wert, wenn wir nicht sagen können, wen und was sie darstellen.

Liebe Maraslienfelder und Nachkommen, gibt es jemanden unter Ihnen, der mir etwas zu diesen Bildern sagen kann? Wer ist das Brautpaar auf diesen Fotos? Und wer sind die jungen Menschen, die gemeinsam diese Lagerhochzeit feiern?

Darüber hinaus interessiert mich alles an Wissen, Dokumenten und Fotos aus diesen Lagern in Gablonz und Umgebung, was bei Ihnen noch vorhanden ist. Vielleicht sind Sie ja bereit, mir Kopien zur Verfügung zu stellen. Bitte helfen Sie mir, die Erinnerung an unser Heimatdorf Maraslienfeld und seine Menschen zu erhalten und melden Sie sich bei mir. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Bemühungen und grüße Sie.

Sigrid Standke

(geborene Sasse aus Maraslienfeld)
privat Telefon: 07452 69194 oder
sta.sigrid@gmx.de

oder in unserem Heimatmuseum
(in der Regel am Dienstag)
Telefon über die Geschäftsstelle:
0711 44 00 77-0
oder E-Mail: verein@bessarabien.de

Unglaublicher Fund im Archiv

Kirchspiel		Geborene und Getaufte		im Jahre 1934.	
Gemeinde		Nummer; Taufnahme des Kindes, Tauf- und Familienname und Konfession oder desjenigen, der das Kind zur Taufe vorge stellt hat, Name des Pastors, Familienname, Stand, Rang		Eheliche Geburt	
Jahr 19	Monat	No. und Name des Kindes	Eltern	Vater	Wo und von wem getauft
1934	1934	N ^o 6. Friedhold	Reinhold Albrecht und dessen Ehefrau Sofie geb. Schulz	Victor Maier	In der Kirche
7 Januar	28 Januar			Rosine Untenschütz	zu Torsowende
				Johann Schulz	getauft durch
				Helene Schulz	Lehrer O. Erpsien

Kopie der Geburtsurkunde von Friedhold aus dem Kircbuch

ELISABETH ALBRECHT

Das Archiv des Bessarabiendeutschen Vereins ist eine Fundgrube.

Im Jahr 2015 hatte ich dort ein besonderes Erlebnis, dazu ist es nötig aus meinem Leben Einiges voraus zu schicken. Seit mehreren Jahren bin ich als ehrenamtliche Mitarbeiterin im Bessarabiendeutschen Verein beschäftigt.

Ich bin 1938 in Arzis geboren, meine Eltern waren Friedrich und Else Schulz, als kleines Kind war ich bei der Umsiedlung nach Polen dabei, dort ist mein jüngerer Bruder geboren. Kurze Zeit danach wurde unser Vater zur Wehrmacht eingezogen. Wie viele andere Frauen auch, musste unsere Mutter im Januar 1945 die Flucht mit Pferd und Wagen und uns inzwischen vier Kindern alleine antreten. Von unserem Vater wussten wir nichts. Wochen später sind wir in Mecklenburg angekommen, als uns die Front überrollte und die Flucht zu Ende war.

Nach dem Krieg wurde in der sowjetisch besetzten Zone die Bodenreform eingeführt. Jeder, der eine eigene Landwirtschaft betreiben wollte, konnte sich melden. Da hat unsere Mutter bei der Verlosung auch teilgenommen und eine Parzelle erhalten. Anfangs war unser Vater noch in französischer Gefangenschaft und kam erst Silvester 1947 zurück. Mutter musste also sehen, wie sie alleine damit zurechtkam. Zehn Jahre haben wir dort als Bauernfamilie gelebt und uns heimisch gefühlt, wir Kinder hatten Freunde und uns ging es gut.

Dann sollte plötzlich die Enteignung auf uns zukommen, landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaften sollten gegründet werden. Vater war empört und wollte auf keinen Fall mitmachen. Zu der Zeit gab es noch über Berlin die Möglichkeit, in die westliche Zone zu flüchten, was unsere Familie auch gewagt hat. Auf diese Weise sind wir 1955 in Westdeutschland angekommen und mussten einen Neuanfang beginnen, der auch gelungen ist.

Einige Jahre später habe ich bei einer Hochzeit meinen Mann kennen gelernt. Seine Eltern Reinhold und Sofie Albrecht aus Tariverde in der Dobrudscha hatten zwei Söhne: Berthold und Friedhold. Ähnlich wie meine Familie sind sie ebenfalls umgesiedelt worden, in das heutige Tschechien. Auch sie mussten später flüchten und sind auf ihrer Flucht bis Westdeutschland gekommen. Der ältere Sohn Berthold wurde zur Wehrmacht eingezogen, er war noch sehr jung und ist seither vermisst.

1960 wollten Friedhold und ich heiraten, seine Familie hatte aber auf der Flucht alle Papiere verloren. Er hatte keine Geburtsurkunde mehr und brauchte eine notariell bescheinigte Erklärung seiner Eltern für das Standesamt. Wir haben geheiratet, eine Tochter wurde uns geboren und später auch zwei liebe Enkelkinder. Das Leben ging seinen Weg. Dann im Jahr 1989 ist er schwer erkrankt und innerhalb von einem Jahr mit 56 Jahren am 8. November 1990 gestorben. Wir waren 39 Jahre lang verheiratet, ich war damals 52 Jahre alt und zu der Zeit noch berufstätig.

Als ich Rentnerin war, wollte ich gerne noch etwas machen. Im Bessarabiendeutschen Mitteilungsblatt habe ich gelesen, dass man ehrenamtliche Mitarbeiter sucht. Ich war neugierig und habe mich dort gemeldet. Nun bin ich schon seit 2008 Mitarbeiterin in Stuttgart und mache die abwechslungsreichen und unterschiedlichen Arbeiten sehr gerne.

Zu der Zeit war Ingo Isert Vorsitzender des Vereins, sein besonderes Anliegen waren das Museum und das Archiv. Er hat sich sehr bemüht, viele Dokumente und Unterlagen über die Bessarabiendeutschen zu bekom-

men. Da war zum einen das Zentralarchiv in Leipzig, und durch regen Austausch und Besuche mit ausgewanderten Amerikanern hat unser Archiv viele Informationen über deren Vorfahren erhalten. Wir haben im Archiv eine Reihe von Mikrofilmen über Kirchenbücher aus Bessarabien. Trotzdem gab es noch vieles das fehlte.

Durch Verhandlungen mit verschiedenen Stellen im Ausland in Odessa, der heutigen Ukraine, und mit dem Generaldirektor des Museums in Chisinau, der heutigen Republik Moldau, ist es Ingo Isert gelungen, etwa 40 Kopien von Kirchenbüchern, die dort noch gelagert sind, für unser Archiv zu bekommen.

Auf diese Weise sind 2015 aus Chisinau zwei große Kartons mit diversen Kopien von Kirchenbüchern bei uns angekommen. Zusammen mit Frau Betz, die ausschließlich in der Familienkunde arbeitet, haben wir die ganze Sendung kontrolliert und fehlende Seiten nachbestellt, dann wurde alles archiviert.

Bei dieser Kontrollarbeit lag plötzlich das Geburtenbuch aus Tariverde vor mir, dem Ort, in dem mein Mann geboren ist, und zwar von 1931–1937. Er ist im Jahr 1934 geboren, ich war ganz aufgeregt und hoffte, den Eintrag seiner Geburt zu finden. Meine Freude war unbeschreiblich groß, als ich den amtlichen Nachweis vor mir liegen hatte. Ich bin dann im Haus zu meinen Kollegen gelaufen, um zu zeigen, welche Überraschung ich erlebt habe. Bis heute ist es für mich ein ganz besonderes Erlebnis und ich bin dankbar dafür.

Mein Mann lebt leider schon lange nicht mehr, aber meine Familie hat jetzt den schriftlichen Nachweis seiner Herkunft.



Besuchen Sie doch auch einmal die facebook-Seite des Bessarabiendeutschen Vereins:

<https://www.facebook.com/Bessarabiendeutscher-verein-eV-1140295879348306/?ref=bookmarks>

Lunga – ein vergessenes Dorf in Bessarabien



Eine köstliche Erfrischung aus dem alten Irion-Brunnen von Lunga



Recherche mit dem Bürgermeister Nikolaj Pawljuk und Birgit Müller



Zwei Steinpfeiler zeigen die heutige Grenze zwischen Moldawien und der Ukraine

WERNER SCHABERT

Wenn eine Anfrage hinsichtlich einer Reise nach Bessarabien eintrifft, erkundige ich mich meist zuerst nach den Herkunftsorten der Familie und den Besuchswünschen. Da ich diese Reisen in der Regel selbst durchführe und mich deshalb inzwischen über regionale Infrastrukturen und ortsspezifisch Begebenheiten recht gut auskenne, kann ich viele Informationen im Vorfeld realistisch einschätzen und dementsprechende Auskünfte geben. Da die deutschen Kolonisten und ihre Nachkommen jedoch in der Zeit bis zur Umsiedlung 1940 viele Gemeinden gegründet haben, existieren bei mir über einige Dörfer und Regionen noch einige Wissenslücken. Um diese zu füllen, gestalten sich meine Tätigkeiten in manchen Fällen sogar spannend und abenteuerlich.

So konnte ich in den letzten Jahren bei Recherchen vor Ort viel Neues erfahren und teilweise auch Behauptungen und Beschreibungen aus der Bessarabischen Literatur nachweislich erweitern oder sogar widerlegen. Sehr interessant ist auch die Suche nach erloschenen Gemeinden, die aus verschiedenen Gründen zerstört wurden oder einfach nicht weiter von anderen Menschen nach dem Fortgang der Deutschen bewohnt wurden. Gerade in diesem Bereich gibt es unter den Bessarabiendeutschen noch einige „weiße Flecken“ und auch Fehlinformationen. Die Zeit nach 1940 birgt noch viele Geheimnisse und unbekannt Daten.

Über einen solchen Fall, der mit detektivischer Spurensuche begann und am Ende trotzdem noch einige Fragen unbeantwortet lässt, möchte ich heute berichten:

Eine Gruppe von mehreren Personen plante eine Reise zu ihren familiären Wurzeln. Ein Ort war das heutige Frumusica, das zu deutscher Zeit noch Manukbejewka hieß. Dort waren Kontakte vorhanden, denn ich war schon mehrere Male dort. Das Problem war der zweite Heimatort: Lunga.

Lunga existiert nicht mehr und es gibt nur wenige verlässliche Quellen, die über die Zeit nach der Umsiedlung über das Schicksal des Dorfes berichten. Wir waren im September 2019 da, zumindest auf dem Gelände wo

einst das prachtvolle Dorf stand. Nachstehend werde ich über diese nicht ganz einfache Fahrt dorthin berichten.

Natürlich ist Lunga auf den aktuellen Landkarten nicht mehr verzeichnet. Es gibt zwar die alten Karten bis 1940, wo man zwar den Ort finden kann, die aber meist ohne Straßen und Grenzen gezeichnet sind. Es galt nun erst mal herauszufinden, zu welchem Land die ehemalige Gemarkung Lunga heute gehört. Nach einigen Listen der ehemals deutschen Orte gehört Lunga zur Ukraine. In der Chronik von Lunga finde ich außer der Aussage, dass es seinerzeit zu Russland und danach zu Rumänien gehörte, überhaupt keine Angabe. Da fällt mir ein Reisebericht von Oskar und Roland J. in die Hände, die das Dorfgelände im Juli 1989 besucht haben. Dort ist zu entnehmen, dass die Region, wo das ehemalige Dorf lag, zur Moldawischen Republik gehört. Also fahren wir nach Moldawien in die Stadt Salcuta, wo auch die Autoren des Reiseberichts ihre Suche begannen und konsultieren den Bürgermeister (Primar). Ihm ist Lunga kein Begriff und auf seinen Landkarten nirgendwo eingezeichnet. Er kennt jedoch eine ältere Frau aus dem Nachbarort Tocus, die geschichtlich sehr bewandert ist und ruft sie an. Nach einem gefühlten halbstündigen Gespräch informiert er uns, dass Lunga also wohl doch in der Ukraine läge und der Grenzübergang für ausländische Besucher verboten sei. Der nächste Grenzübergang wäre dann Bessarabaesca, gesamt also ein Umweg von 120 Kilometern und teilweise auf sehr schlechten Straßen. Dabei waren Salcuta oder Tocus nur 5 km vom Ort unserer Begierde entfernt. So verschoben wir den Besuch auf einen späteren Termin, da die Zeit an diesem Tag nicht mehr ausreichte.

Eine Woche später war es dann so weit. Wir befanden uns in dem Ethniendorf Frumushika Nova und fuhren mit ungefähren Instruktionen quer durch die Steppe über Sandwege Richtung Petriwka. Wir kommen durch Semyotka (Gnadenheim), passieren die Region des Karadaj (Hoffnungstal) und kommen nach Yurivka (Reulingen). Viele ehemals deutsche Dörfer begegnen uns in diesem Steppengebiet, deren Namen man zwar schon oft gehört hatte, aber nie so richtig

wusste, wo sie genau lagen und wie sie heute aussehen.

Weiter geht es über Bohdanivka und Riwna bevor wir das ehemals deutsche Gut Wolodymyrowka passieren und dann Neu-Borodino erreichen, das heute Jewheniwka heißt. Abenteuerliche Straßenzustände führen uns in Sichtweite an Neu-Tarutino vorbei, bevor wir endlich nach mehreren Stunden die 48 Kilometer lange Wegstrecke bewältigt haben und Petriwka erreichen.

Dort sind wir mit dem Bürgermeister Nikolaj Pawljuk verabredet. Mit ihm fahren wir dann weiter über holprige Feldwege und traumhaft schöne Landschaften auf das Terrain, wo die Ortschaft Lunga früher lag. Auf dem Gebiet stoßen wir direkt auf die Moldawisch-Ukrainische Grenze, die mit jeweils landesfarbigen Steinpfeilern markiert ist. Dort standen wir noch vor einer Woche auf der moldawischen Seite und durften nicht passieren.

Nikolaj zeigte und erklärte uns anhand eines mitgeführten alten Dorfplanes die Lage der einzelnen Gehöfte und der öffentlichen Gebäude, sowie des Friedhofs und der kurz vor der Umsiedlung fertiggestellten Kirche. Ein gemauerter Ziehbrunnen hat die Zeit überlebt und versorgt noch heute die Feldarbeiter und Nutztiere mit seinem frischen und wohlschmeckenden kühlen Wasser.

Das deutsche Dorf Lunga wurde 1907 gegründet und bot den deutschen Bewohnern nur 33 Jahre eine Heimat, bevor sie es 1940 wieder wegen der Umsiedlung verlassen mussten. Auch die Nachbardörfer Mathildendorf, Neu-Tarutino, Mansyr, Hannowka, Helenowka, Kantemir, Mariewka, Josefsdorf, Neu-Mathildendorf und andere waren davon betroffen und verließen mit traurigen Herzen ihre liebgezwungene Heimat und tauschten ihr Heim gegen eine ungewisse Zukunft ein.

Wie so oft, wenn ich auf einem Terrain in Bessarabien stehe, wo früher pulsierendes Dorfleben den Alltag bestimmte, umweht mich ein Gefühl von Wehmut und Schmerz, zugleich aber auch ein Hauch von Glück und Zufriedenheit. Das Wissen um die Geschichte dieser tapferen Menschen, die Ahnung um den Wert des Lebens und der feste Glaube an eine höhere Macht wecken in mir Begehrlichkeiten, die sich schwer einordnen lassen.

Lunga: Historie

WERNER SCHABERT

Wenn in Bessarabien um die Jahrhundertwende irgendwo Land angeboten wurde, verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer über das Land, denn es bestand fast immer großes Interesse daran, eine eigene Scholle zu bewirtschaften. So war es auch dieses Mal, als der Staatsrat Fürst Pavel Stepanowitsch Rally von dem großen Gut Petrowka 5000 Deßjatinen durch den Bevollmächtigten Wseljubsky aus Odessa anbot.

18 Deutsche aus den Orten Sarata, Lichtenental, Brienne, Klöstitz, Mariewka und anderen taten sich flugs zusammen und erwarben 1493 Deßjatinen (das sind etwa 1627 Hektar) von dem begehrten fruchtbaren Land und gründeten eine so genannte Tochtergemeinde. Das Geld dafür liehen sie sich teilweise von Banken in Odessa oder verkauften ihre Höfe in ihren Heimatgemeinden und fingen in der Wildnis Lungas erneut an zu bauen. Die Kolonisten luden Spaten, Schaufeln, Äxte und anderes Werkzeug auf ihre Pferdewagen und fuhren nach Lunga auf ihre neu erworbenen Ländereien. Zunächst wurden die einzelnen Höfe und Felder vermessen und ausgelost. Dann schaufelten sie sich Gruben in die Erde und deckten sie mit Balken, Ästen und Steppengras ab. In diesen Höhlen hausten sie monatelang, teilweise mit zwei Familien in einer Höhle, bis die ersten Häuser bezugsfertig waren.

Alle Siedler halfen sich gegenseitig. Sie hoben mit Spaten und Schaufeln die Schächte für die Fundamente der Häuser aus und stellten aus schwerem Lehmboden, mit Steppengras und Wasser vermischt, geformte Lehmbatzen her, die luftgetrocknet ein gutes Baumaterial darstellten. Das Wasser war oberflächlich leicht zu finden. Anfangs wurde es Tümpeln, Pfützen und aus Sickerlöchern des Tales oder den wenigen vorhandenen Brunnen entnommen. Später wurde auf jedem Hof ein Brunnen für Trink- und Brauchwasser gegraben und mit Steinen von Fachleuten ausgemauert. Danach beauftragten die Lungaer kleine Bautrupps, Maurer und Hilfsarbeiter aus den nichtdeutschen Nachbardörfern, meistens Russen, um die Häuser und Ställe gegen Bezahlung zu errichten.

Da Lunga erst nach 1907 aufgebaut wurde, waren die Bauernhäuser und Ställe viel größer und schöner als die ersten Häuser zu Beginn der Kolonisation Bessarabiens durch unsere Vorfahren. Auch das Baumaterial änderte sich zum Teil im Laufe der Jahre. Wenn anfangs nur mit Lehmbatzen gebaut wurde, so verwendete man später auch Bruch- oder Backsteine. Die Dachstühle der Satteldächer waren aus Holz und die Dächer wurden meistens mit zementgrauen Ziegeln, die den Frankfurter Pfannen entsprachen, selten mit Zinkblech oder Rohr gedeckt. Die deutschen



Blick auf Lunga. Im Hintergrund Obst- und Weingärten

Häuser erhielten im Frühjahr oder Herbst einen Anstrich mit weißer Kalkbrühe. Daran konnte man in Bessarabien schon von weitem die hell strahlenden, sauberen deutschen Dörfer erkennen.

Die ersten sechs bis sieben Jahre Lungas waren grundsätzlich dem Aufbau gewidmet. In dieser Zeit wurden die meisten Höfe, Obst- und Weingärten angelegt und die Tierzucht erweitert. Die Bebauung der landwirtschaftlich genutzten Flächen war unproblematisch, da die Lungaer ihr Handwerk verstanden, zumal sie schon der dritten und vierten Generation der bessarabiendeutschen Bauern angehörten und die entsprechenden Geräte besaßen, um die Steppe in ein kultiviertes Land zu verwandeln. Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, so erzählt man, sei die schönste in Bessarabien gewesen. Es bestanden stabile Verhältnisse. Der Staat war in sich gefestigt, die Bürger fühlten sich im Staat und in der Kirche im festen Glauben geborgen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren geordnet, und das Geld hatte seinen Wert. Die sozialen Unruhen in Russlands Industriestädten machten sich auf dem Lande, insbesondere in den deutschen Kolonistendörfern, kaum bemerkbar. Die Familien waren sehr kinderreich, sie hatten Selbstvertrauen, nahmen Kredite auf, bauten und schufen in wenigen Jahren blühende Dörfer. Lunga war dafür ein leuchtendes Beispiel.

Wie aus heiterem Himmel brach in diesem Überschwing des Lebens der Erste Weltkrieg ein. Der Krieg mit Deutschland führte in Russland zu einer Deutschenhetze, wie sie kaum übler sein konnte. Man schaffte Gesetze, die die völlige Vernichtung der Volksdeutschen zum Ziele hatten. So sahen die Liquidationsgesetze von 1915 die Enteignung des gesamten deutschen Vermögens und die Deportation der Volksdeutschen nach Sibirien vor. Es gab ein Verbot der deutschen Sprache, und die deutsche Presse wurde eingestellt. Kirchen und Schulen wurden geschlossen.

Im Dezember 1916 hatte für die Lungaer die Stunde geschlagen. Es wurde ihre Verschickung nach Sibirien angeordnet. Alle hatten schon das Notwendigste gepackt und warteten auf den Abmarsch. Aber Gott hat es anders gewollt. Es herrschte ein starkes Schneetreiben. Das Unwetter dauerte nun schon Tage und wollte nicht aufhören. Die Schneeverwehungen wurden immer höher und hö-



Dreschplatz des Immanuel Irion

her und die Kälte immer stärker. Schließlich wurde die ganze Aktion fallengelassen. In Russland entstanden damals immer mehr Unruhen, sowohl an der Front, die zum Teil zusammengebrochen war, als auch in der Heimat, bis die Märzrevolution 1917 diesem Spuk der Deportation ein Ende bereitete.

Die russische Armee war in Auflösung begriffen und strömte raubend, mordend und sengend durch die Dörfer. Durch Lunga ritt ein polnisches Regiment und plünderte und raubte alles an Lebensmitteln, was es nur finden konnte. Das Gesindel drang bis unter die Dachböden der Häuser und holte aus den Kaminen das letzte Stück an Geräuchertem. Als 1918 der Erste Weltkrieg endete und Bessarabien unter rumänische Verwaltung kam, kehrte wieder Ruhe ein.

Die rumänische Zeit brachte den Bessarabiendeutschen auch viele Repressionen und unangenehme Einschränkungen, jedoch nicht in diesen fürchterlichen Ausmaßen, wie sie es in den letzten Jahren unter den Russen ertragen mussten. Bis zur Umsiedlung ins Deutsche Reich im Jahre 1940, auf die ich heute näher eingehen möchte, hatten die Lungaer zwar auch viele Höhen und Tiefen zu bestehen, führten im Großen und Ganzen jedoch ein ruhiges und auskömmliches Leben.

Über den Fortbestand des Dorfes Lunga nach dem Weggang der Deutschen gibt es mehrere widersprüchliche Varianten: Eine davon besagt, dass ein starkes Erdbeben den Ort in der Nacht vom 10. auf den 11. November 1940 zerstört hat und es danach von Bulldozern eingeebnet worden wäre. Dagegen sprechen andere Aussagen, dass Lunga noch 1940 von Bürgern aus Petrowsk bezogen wurde und später auch von Menschen aus der Westukraine und aus der Region um Frumushika und Hoffnungstal. Im Jahre 1945 sei Lunga auf den Namen Dovge (Lange) umgetauft und erst 1948 zerstört worden. Die sowjetische Armee soll dort Material für ihren neuen Truppenstandort bei Klöstitz in großen Mengen requiriert haben und den Rest holten sich die Bewohner von Tocus. So erzählt man sich jedenfalls heute. Die Wahrheit hat manchmal verschiedene Gesichter.

(Einige Textpassagen sind aus der Lunga-Chronik von Regierungsdirektor a. D. Roland Strobschein und Dr. med. Siegmund Strobschein entnommen).

Buchvorstellung: „Lebenslinien“ von Werner Schäfer

GÜNTHER VOSSLER

Werner Schäfer hat vor einiger Zeit bei mir angefragt, ob ich sein Buch „Lebenslinien“, das vor wenigen Tagen herausgegeben wurde, in unserem Mitteilungsblatt vorstellen würde.



Werner Schäfer

Gerne habe ich zugesagt. Es ist ein umfangreiches Werk mit nahezu 750 Seiten geworden und Werner Schäfer hat es in drei Teile gegliedert:

- Die „Schäfers“ in Württemberg 1450–1830
- Die „Schäfers“ in Bessarabien 1830–1945
- Die „Schäfers“ in Baden-Württemberg 1945–2020

Als ich das Buch vor einigen Tagen vom Verlag zugeschickt bekam, hat mich sofort der von Werner Schäfer gewählte Titel seines Buches angesprochen: „Lebenslinien“. Die Familiengeschichte der Schäfers, die Lebenslinien der Schäfers waren selten gerade, sie waren krumm, sie zeigen Umwege, Hindernisse und auch Sackgassen. Es sind Linien, die aus unterschiedlichsten Richtungen kommen und diese Linien insgesamt haben das Leben der Schäfers geformt. Und diese Lebenslinien, das ist im Buch sehr gut nachzuvollziehen, verbinden die Vergangenheit mit der Gegenwart und führen in die Zukunft. Sein Buch „Lebenslinien“ zeichnet den Lebensweg der Schäfers in einem Zeitraum von 570 Jahren nach.

Das Buch beschreibt jedoch nicht nur den Lebensweg der Familie Schäfer, sondern ist darüber hinaus sozusagen auch ein umfassendes Nachschlagewerk, in dem nahezu der gesamte Wissensstoff über die Geschichte der Bessarabiendeutschen in guter Weise und systematisch angeordnet dargestellt ist. Einige Beispiele: „Was und wo ist Bessarabien“, „Woher kommt der Name Bessarabien“ oder „die Völkerwanderung und Bessarabien“. Sehr interessant, weil in aller Kürze und sehr verständlich dargelegt, ist sein Kapitel über die Geschichte und Entwicklung des Hauses Württemberg. In dieses Kapitel eingeflochten beschreibt er seine ersten urkundlich erwähnten Vorfahren. Beginnend mit dem ersten direkt erwähnten Vorfahren – Egidius Schäfer (geboren 1480 in Schwaikheim) – führt er die Familienlinie der Schäfers lückenlos bis hin zu seinem jüngsten Enkel Max Schäfer, der im Jahre 2003 in Stuttgart geboren wurde. Im weiteren Teil dieses Kapitels können wir – spannend geschrieben – die Geschichte der Schäfers in neun Generationen in Bezug auf die

Entwicklung des Hauses Württemberg nachvollziehen. Ein ganzes Kapitel des Buches widmet sich ausführlich Gottlieb Schäfer, dem Ur-Ur-Ur-Großvater von Werner Schäfer, der im Jahre 1830 von Hanweiler nach Bessarabien auswanderte. In diesem Kapitel wird ausführlich und in sehr lebendiger Weise die wirtschaftliche, sozial-gesellschaftliche und auch religiöse Situation der damaligen Zeit dargestellt. So werden die Gründe deutlich, die letztlich zur Auswanderung von Gottlieb Schäfer und der vielen weiteren Familien nach Bessarabien führten.

Der 2. Abschnitt des Buches beschreibt die Siedlungszeit in Bessarabien von 1830 bis 1940. In die Familiengeschichte der Schäfers ist die Geschichte der Bessarabiendeutschen von 1812 bis 1940 eingefügt. Und dies macht das Buch auch besonders lesenswert. Wir erfahren vom Bukarester Friede, wie Bessarabien als letzte Provinz zum russischen Zarenreich kam. Ausführlich wird die Entstehung der 25 Muttergemeinden und der Tochtergemeinden beschrieben. Viele deutsche Siedler wanderten Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in die Schwarzmeerregion und nach Bessarabien aus. Damit diese Ansiedlung in guter Weise gelingen kann, wurde durch die russische Regierung das Fürsorgekomitee eingerichtet. Auch darüber wird berichtet, dass nur eine kleine Gruppe von Kolonisten mit den „Ulmer Schachteln“ über die Donau nach Bessarabien kam und die Gemeinde Teplitz gründete.

Beim Lesen dieses Abschnittes kam mir der Gedanke, dass man diesen Abschnitt auch „Wie wird das fremde Land Bessarabien zur neuen Heimat“ hätte nennen können: In diesem Abschnitt wird über das Ankommen in Bessarabien, das Erstellen von Wohnraum nach der Ansiedlung, die Verwaltung eines Dorfes, das Schulwesen und auch das kirchliche und religiöse Leben berichtet. Die Steppe Bessarabiens urbar gemacht zu haben, war die große Leistung unserer Vorfahren nach der Ansiedlung. Diese große Leistung zeigt Werner Schäfer am Beispiel der Gemeinden Lichtental und auch Gnadental auf und immer in Beziehung zur Entwicklung seiner Familie Schäfer in dieser Zeit. Die Schäfers, wie auch alle anderen Kolonisten, die aus Deutschland nach Bessarabien kamen, waren ethnische Deutsche, aber auch russische Staatsbürger. Das bedeutete, dass nach Aufheben der mit der Einwanderung der Kolonisten gewährten Privilegien, besonders der Befreiung vom Wehrdienst, auch deutsche Kolonisten zur russischen Armee einberufen wurden. Werner Schäfer beschreibt

diese Zeit am Beispiel seiner Familie und auch die in der Folge sich entwickelnde Auswanderungswelle der Bessarabiendeutschen nach Amerika. Ausführlich geht er auf den Übergang von Bessarabien auf den rumänischen Staat ein und auf den sich dann in den 1930er Jahren ausbreitenden Nationalsozialismus in Bessarabien. Weiter beschreibt Werner Schäfer dann die Umsiedlung, die Lagerzeit und die Ansiedlung in Polen und dann im Januar 1945 die Flucht aus Polen.

Im 3. Abschnitt seines Buches liegt der Schwerpunkt auf dem Themenbereich: Wie kann Deutschland und, im Falle von Werner Schäfers Familie, Württemberg nach all dem Erlebten wieder zur neuen Heimat werden? In diesen Abschnitt eingebaut sind die für uns Bessarabiendeutschen so wichtigen Themen wie: das ev. Hilfswerk von Dipl.-Ing. Karl Rüb, die ausführliche Darstellung des Aufbaus unserer bessarabiendeutschen Organisationen mit der Landsmannschaft, dem Hilfskomitee der ev. luth Kirche in Bessarabien und dem Heimatmuseum der Bessarabiendeutschen sowie den Überlegungen in den 50er Jahren, innerhalb der Landsmannschaft eine geschlossene Übersiedlung unserer Volksgruppe nach Paraguay auszuloten. Ausführlich stellt Werner Schäfer in diesem Abschnitt auch seine große Familie vor.

Ich möchte Werner Schäfer für dieses Buch „Lebenslinien“ herzlich danken. Er beschreibt die 570-jährige Familiengeschichte der Schäfers und bettet diese Geschichte gut, einfach und spannend lesbar in die Geschichte von Württemberg, in die 125-jährige Geschichte von uns Bessarabiendeutschen in Bessarabien samt dem Neuanfang nach Umsiedlung, Ansiedlung in Polen und der Flucht aus Polen 1945 ein. Beim Lesen des Buches wurde mir deutlich, dass unsere bessarabiendeutsche Geschichte ein wichtiger Teil der jüngeren deutschen und europäischen Geschichte darstellt, die es weiter zu erforschen und zu bewahren gilt.

Das Buch ist sicher nicht nur für die Nachkommen der Schäfer Auswanderer interessant, sondern für alle Bessarabiendeutschen und alle an der Geschichte unserer Volksgruppe Interessierten.

Das Buch kann beim
Bessarabiendeutschen
Verein e.V.
zum Preis von
€ 30,00 gekauft
werden.



Neu in unserer Bibliothek

Hartmut Koschyk: „Heimat, Identität, Glaube.“**Vertriebene, Aussiedler, Minderheiten im Spannungsfeld von Zeitgeschichte und Politik“**

Bereits 2018 erschienen, ist dieses Buch von Hartmut Koschyk, ehemaliger Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, nun in der Bibliothek des Bessarabiendeutschen Vereins e.V. zu finden

Inhalt

Im einleitenden Kapitel stellt der Autor das Phänomen „Vertreibung“ in einem weiten historischen Kontext dar, der ins 19. Jahrhundert, besonders in den Niedergang des Osmanischen Reiches im russisch-türkischen Krieg (1876-1878) und in die beiden Balkankriege (1912, 1913-1914) zurückreicht. Er behandelt den Vertrag von Lausanne vom 24. Juli 1923 zwischen der Türkei, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan, Griechenland, Rumänien und Serbien und schlägt den Bogen bis zu den Vertreibungen und „völkischen Säuberungen“ des Dritten Reiches.

In den folgenden beiden Kapiteln schildert Koschyk das Problem der Eingliederung der Heimatvertriebenen in den vier Besatzungszonen des Nachkriegsdeutschlands und später in der Bundesrepublik. Die Eingliederung erfolgte in mehreren Phasen. Ausführlich wird auch über das Schicksal deutscher Bevölkerungsgruppen in den osteuropäischen Staaten, die später als sogenannte Spätaussiedler nach Deutschland kamen. Im Buch werden diesbezügliche gesetzliche Regelungen erörtert.

Das vierte und umfangreichste Kapitel ist einerseits den völkisch-sprachlichen Minderheiten gewidmet, die autochthon in Deutschland leben (neben den Dänen und Friesen in Schleswig und den Sorben in der Lausitz geht es um die Juden und die Sinti/Roma). Andererseits und sehr ausführlich wendet es sich den deutschsprachigen Minderheiten in den osteuropäischen Ländern und in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion zu. Der Schwerpunkt liegt dabei darauf, dass Minderheiten für ihr Umfeld eine Bereicherung bedeuten und eine verbindende Funktion ausüben.

Den Ausklang des Buches bilden Überlegungen zur religiösen Dimension der Vertriebenen- und Minderheitenfrage. Dem Verfasser ist aus eigenen Erfahrungen seiner Familie, aber auch auf Grund seiner vielen Kontakte mit Betroffenen, bewusst, welche große Bedeutung der Glaube für die Bewältigung existenzieller Lebensfragen hat. Zur Lösung der mit den Vertriebenen- und Minderheiten-

frage verbundenen Probleme haben neben den politischen auch kirchliche Institutionen beigetragen.

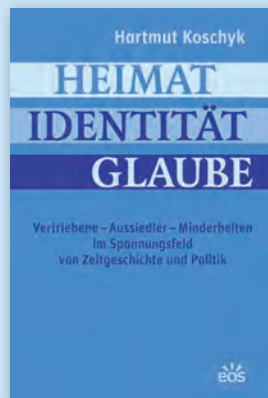
Bewertung

In der Hermannstädter Zeitung ist dazu zu lesen: [...] der im Buch entfaltete Dreiklang „Heimat – Identität – Glaube“ [hat] trotz aller radikalen, weltweiten Veränderungen in Politik und Kultur seine bleibende Bedeutung. Das Buch festigt die darin enthaltenen Werte und ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte.“

„Es ergibt sich ein weitgespanntes politisches und gesellschaftliches Zeitbild betreffend Flucht, Vertreibung und Heimat-

verlust, an dem künftige Historiker, die diese Phänomene erforschen, wegen der Reichhaltigkeit der hier gesammelten Informationen nicht vorübergehen können. [...] So wird dieser existentiell wichtige Gegenstand so bedacht und besprochen, dass er in die gesellschaftliche Mitte rückt und weder dem extrem linken noch dem extrem rechten politischen Spektrum überlassen bleibt. Es geht um einen Neuanfang, eine Neubetrachtung des Vertriebenenenschicksals in Politik, Wissenschaft und Gesellschaft im europäischen Geist...“

Quelle: Buchbesprechung von Hermann Pitters, erschienen in der Hermannstädter Zeitung Nr. 2669 / 24. April 2020, Beilage S. 1

**Hartmut Koschyk:**

Heimat – Identität – Glaube. Vertriebene, Aussiedler, Minderheiten im Spannungsfeld von Zeitgeschichte und Politik

EOSVerlag (Editions Sankt Ottilien)

2018

464 Seiten

ISBN 978-38306-7881-6

„Aniels Flucht durch ganz Europa“

von **Armin Daniel Hermann**



Armin Daniel Hermann, Dr. rer. nat. habil., Dipl.-Ing. Kerntechnik, schildert als Außenstehender seinen Lebensweg als Atomwissenschaftler, den des Aniel in diesem Buch. Er führt ihn von Bessarabien am Schwarzen Meer über Hitlers Westpreussen, die Deutsche Demokratische Republik, die Bundesrepublik Deutschland schließlich in die Schweiz als Endstation. Dabei musste er mehrmals unter Gefahr für Leib und Leben fliehen weil seine Lebensumstände dies erforderlich machten, und immer wieder von vorn anfangen. Neben den Umständen der Flucht werden in den jeweiligen Zwischenstationen die sozialen Randbedingungen anhand seiner eigenen Erlebnisse beleuchtet. Geschichtliche Daten der Veränderungen, die den Lebensweg Aniels bestimmten, werden ebenso berührt wie Vorkommnisse im privaten Leben, die gewissen allgemeinen Charakter haben. Insofern ist das Buch ein Spiegel seiner Zeit.

werden ebenso berührt wie Vorkommnisse im privaten Leben, die gewissen allgemeinen Charakter haben. Insofern ist das Buch ein Spiegel seiner Zeit.

Zu beziehen über: BoD – Books on Demand, Norderstedt; www.bod.de
ISBN: 9783752894561

Noch einmal „Bessarabische Toleranz“

Leserbrief von Norbert Baier. Er nimmt Bezug auf den Leserbrief „Bessarabische Toleranz – der neue historiographische Schlüsselbegriff?“ von Horst Eckert im MB von März 2020, S. 15

Der Leserbrief von Horst Eckert erinnert mich an den Eindruck, der sich mir immer wieder aufdrängte, als ich vor einigen Jahren sein Buch über *Otto Broneske* las. Dazu ein Beispiel:

Nachdem ich das 3. Kapitel des Buches, *Leiter des Wirtschaftsverbandes*, gelesen hatte, schien mir, ebenso viel wie über Otto Broneske über die Mitglieder und Funktionäre der örtlichen Genossenschaften erfahren zu haben. Denn die Schwierigkeiten, die sie miteinander hatten, beruhten ja nicht allein auf Broneskes geringer Praxiserfahrung, wie er selbst anerkannte (S. 70), sondern ebenso auf Misstrauen, Eigensinn und daraus resultierendem Mangel an Kooperationsbereitschaft auf Seiten der Bauern und Genossenschaftsleiter.

Günter Koch schreibt aus sprachwissenschaftlicher Sicht über die Bessarabiendeutschen: „Es darf ... angenommen werden, dass der engere soziale Radius neben der eigenen Gemeinde allenfalls noch die Nachbargemeinden umfasste ... Die Selbstbezeichnung Bessarabiendeutscher gilt demnach hauptsächlich für die Zeit nach der Umsiedlung als Heimatverortung.“ (*Alte und neue Heimat – alte und neue Identität?* In: *Heimat und Identität im Donaauraum*, Passau 2013, S. 100)

Wenn das zutrifft, und vieles spricht dafür, dann kann man es wohl auch auf andere soziale Aspekte außer auf den sprachlichen anwenden. Und das würde heißen: Wer nicht zum engeren, also dem eigenen, sozialen Radius gehörte, galt als Fremder, dem man mit Misstrauen begegnete, und den man ablehnte oder gar bekämpfte, sofern er gar noch mit-

reden wollte und sich so in das eigene Leben einmischte. Horst Eckert stellt fest: „Selbst zwischen den Ortschaften gab es Missgunst und Gegnerschaft“, (S. 90). Dass man damit einen durchaus erwünschten wirtschaftlichen Gewinn zumindest schmälerte, ihn sich womöglich gänzlich verbaute, wurde verkannt oder in Kauf genommen. In diesem Sinne dürfte Broneske für manch einen als Fremder gegolten haben.

Überraschend wird dies in dem Streit mit Johann Lauer um dessen Butterhandel. Lauer galt in besonderer Weise als Fremder, weil er ja noch nicht einmal aus Bessarabien kam. Dass die Bessarabiendeutschen hundert Jahre lang zu den übrigen Deutschen im Südrussland östlich des Dnjestr gehört hatten und Odessa ebenso ihre Gebietshauptstadt war wie die von Lauers Großliebental, scheint dabei nicht gezählt zu haben. Auch sein offenkundiger Erfolg als Händler wurde nicht positiv bewertet, er dürfte im Gegenteil eher Neid geweckt haben. Also wurde er bekämpft, was niemandem nützte, weder dem Wirtschaftsverband noch den Genossenschaften und deren Mitgliedern – Hauptsache, es schadete dem Konkurrenten. Das ist das Gegenteil von Toleranz.

Es liegt nahe, hieraus einige Schlüsse zu ziehen.

- Misstrauen, Missgunst und Gegnerschaft waren vermutlich viel weiter verbreitet, als man damals wahrhaben wollte – und mglws. auch heute noch wahrhaben möchte. Broneskes Blick auf das Zusammenleben der Vorfahren (S. 91f), erscheint eher als ein Rückblick auf eine verklarte Vergangenheit und

führt – zutreffend oder nicht – letztlich zum gleichen Ergebnis. In These 7 des Memorandums zur bessarabiendeutschen Geschichte der Dreißigerjahre von Arnulf Baumann und Horst Eckert (von 2012) heißt es, dass „unter ‚Volksgemeinschaft‘ ... nicht mehr eine alle Bessarabiendeutschen umfassende Bevölkerungsgruppe verstanden (wurde), sondern eine ... Gemeinschaft der Angehörigen und Sympathisanten der ‚richtigen‘ Parteien. Wer nicht mittat, wurde ausgeschlossen und scharf bekämpft.“ (vgl. dazu Eckert, S. 224) Auch dies weist in die gleiche Richtung.

- Alle diejenigen, die, auf welcher Stufe auch immer, leitende Funktionen innehatten, waren selbstverständlich Kinder ihrer Zeit und Teil ihrer Gesellschaft, d.h. Teil des Sozialverbandes, dem sie zugehörten und dessen Merkmale auch ihnen mehr oder weniger eigen waren. Sie müssen als solche gesehen und ihr Handeln muss daher als Teil des Ganzen verstanden und beurteilt werden.

- Die Deutschen in Bessarabien waren offenbar keine in sich geschlossene Volksgemeinschaft, die sich ungeachtet der Verschiedenheit von ursprünglicher Herkunft und Sprache als zusammengehörig verstand. Allenfalls war dies ansatzweise im Entstehen begriffen. Zwar waren sie zweifellos eine (eher zufällige) Schicksalsgemeinschaft, aber ob und ggf. wie weit darüber und über die (nachträgliche?) gemeinsame Heimatverortung hinaus sich ein Volkstumsbewusstsein i.S. des von Otto Broneske angestrebten entwickelt hat oder hätte, das ist eine offene Frage.

Norbert Baier

Offener Brief von Horst Eckert an Arnulf Baumann, bezugnehmend auf dessen Leserbrief „Bessarabische Toleranz“ – es gibt sie doch!“ aus dem MB von Mai 2020, S. 7

Lieber Arnulf Baumann!

Ich hatte schon erwartet, dass Du Deine Idee einer „bessarabischen Toleranz“ mit Nachdruck verteidigen wirst. Meine Bedenken, die ich gegen dieses Konstrukt in der Märzausgabe des Mitteilungsblattes geäußert hatte, sind, wie es scheint, ohne Wirkung geblieben. Ich hatte gehofft, auf diese Weise einen kritischen Diskurs über den meiner Ansicht nach höchst problematischen neuen historiographischen Schlüsselbegriff auf den Weg bringen zu können; das ist mir offensichtlich misslungen. Du hast lediglich Missverständnisse gerügt, ohne allerdings zu sagen, worin sie denn bestehen. Ich denke dagegen, dass ich Deine Intentionen sehr wohl richtig verstanden habe. Den Tagungsbericht, den Frau Wiener und Frau

Bornemann in der Februarausgabe des Mbl. veröffentlicht haben, habe ich sorgfältig zur Kenntnis genommen, und der Eindruck, der damals entstanden ist, musste nach den Ergänzungen, die Du nun nachgeliefert hast, eigentlich gar nicht verändert werden. Somit versuche ich es ein zweites Mal; denn in den Erklärungen und Hinweisen, die Du und die anderen Referenten zu dem erwähnten Begriff vorgetragen haben, geht es letztlich doch im wesentlichen um die Geschichte unserer Vorfahren, und an deren realitätsnaher und umfassender Wiedergabe bin ich seit meiner Mitarbeit in der historischen Kommission interessiert.

Es geht Dir also um den Nachweis, dass sich in der Provinz Bessarabien eine „Kultur des friedlichen Zusammenlebens“, des wechselseitigen Respekts und der allseitigen Toleranz unter den unterschiedlichen Minderheiten aufgrund geeigneter staatlicher Maßnahmen herausgebildet habe. Diese Entwicklung sei bereits nach dem 30-jährigen Krieg in Gang gekommen und habe sich bis in die Gegenwart fortgesetzt, dauerte also über mehr als dreihundert Jahre an. Sie hat, wie Du meinst, Bessarabien eine herausragende Bedeutung verliehen und die Provinz damit zum Beispiel für Gebiete gemacht, in denen ein so vorbildlicher Prozess nicht stattgefunden hat (wobei Du nicht mitteilst, an welche Gebiete dabei zu denken ist). Alle geschichtlichen Ereignisse, die sich diesem Prozess in den Weg gestellt oder ihn erschwert haben, fasst Du unter dem Oberbegriff „Störungen“ zusammen.

Bloße Störungen? Wer von Störungen spricht, signalisiert in aller Regel, dass diese bald und leicht behoben werden können, und wenn es sich als schwierig erweisen sollte, dauert es eben ein wenig länger. Doch in den geschichtlichen Prozessen, über die wir reden müssen, ist es so einfach nicht. Um ein Beispiel zu geben, nenne ich das Attentat von Sarajewo vom 28. Juni 1914, das in Verbindung mit einer Reihe weiterer Faktoren maßgeblich zum Ausbruch des 1. Weltkrieges beigetragen hat.

In diesem Kriege standen unsere Vorfahren, wie bereits in meinem Leserbrief angesprochen, nahe vor einer existenzbedrohenden Katastrophe. Karl Knauer, der uns über die Vorgänge einen Bericht hinterlassen hat, schreibt über den Heiligen Abend von 1916: „...*Wir versammelten uns in der Kirche, hörten das Weihnachtsevangelium mit eingeflochtene Liederstrophen an, aber es war nicht mehr möglich, dem Weinen und Heulen Einhalt zu tun. Der Engelsgruß: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen wurde zur Ironie. In meinem ganzen Leben habe ich vor und nach jenem Weihnachtsabend je solch schwere Stunde erlebt*“ (Vgl. mein Haase-Buch, S. 38 f. und Broneske-Buch, S. 25–28). Nur durch den Zufall eines außergewöhnlichen Naturereignisses wurden sie gerettet. Die Toleranz und Fürsorge, die den ersten deutschen Kolonisten zuteilgeworden war, endete in Deutschenhass und dem Plan totaler Entrechtung. Knauer hat als Überschrift seines Berichts die Aufforderung gewählt: „Wir sollten das niemals vergessen“, und ich denke, dass diese Aufforderung auch noch für uns Nachkommen gelten sollte.

Ich kann mich nicht dazu entschließen, den Eintritt von Mitgliedern der kleinen deutschen Minderheit (sie machte nach der Volkszählung von 1931 noch nicht einmal 3 % aus) in die Cuza-Partei als bloße Störung abzutun. Die Zielsetzungen dieser Partei waren nationalistisch und extrem antisemitisch (Vgl. dazu mein Broneske-Buch, S. 206 ff.). Kaum zu begreifen ist aus heutiger Sicht, dass sie diesen Weg einschlugen und sich nicht in der Interessenvertretung der eigenen Volksgemeinschaft engagierte. Wie verkehrt das war, zeigt das schmachliche Ende des Engagements im Jahr 1938: Die

deutschstämmigen Mitglieder wurden aus den Listen der Partei gestrichen, da sie ja nicht rumänisch-stämmigen Blutes waren! Die Konflikte und rücksichtslosen Auseinandersetzungen wirkten lange nach, sie passten in die ideologischen Parteibildungen und Irrungen der damaligen Zeit. Von Toleranz und respektvollem Umgang miteinander kann somit keine Rede sein.

Mit ihrem Antisemitismus stand die Cuza-Partei in einer fatalen Tradition. Ich muss an das Pogrom erinnern, das sich in der früheren Hauptstadt Bessarabiens, in Kischinew, im Jahre 1903 zugetragen hat und worüber Du selbst 2018 eine kleine Darstellung geschrieben hast, die im Internet zugänglich ist. Man hatte viele Opfer zu beklagen, darunter 45 Tote, und viele Häuser und Läden fielen der Zerstörungswut eines radikalisierten Mobs anheim. Kaum begreiflich ist zudem, dass die Behörden nicht eingriffen und lediglich die Feuerwehr zum Einsatz kam, um Brände einzudämmen. Das Ereignis fand in weiten Teilen der Welt Beachtung; dagegen nahmen die Bessarabiendeutschen, wie Du schreibst, damals kaum Notiz von dem Geschehen, auch weil sie in ländlicher Abgeschlossenheit „weitab vom Schuss“ lebten. Leider kam es später zu weiteren Ausschreitungen, und 1941 fielen nach der Rückeroberung Bessarabiens durch die rumänische Armee die dort noch lebenden Juden einer rumänischen Form des Holocaust zum Opfer. Deine Ausführungen enden mit folgendem Resümee: „*Es [das Pogrom] ist und bleibt ein Musterbeispiel dafür, wie eine fremdenfeindliche Stimmung sich allmählich ausbreiten und aufheizen kann und wie Hetzblätter durch erfundene Gräuelmärchen die Volksseele zum Kochen bringen können, bis es zu einer Explosion von Hass und Gewalttat kommt, die sich andere zum Vorbild nehmen.*“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Die kleine deutschstämmige Minderheit Bessarabiens setzte ihren Weg nach der Rückkehr der Cusisten in die Volksgemeinschaft konsequent fort, und die nationalsozialistische Weltanschauung war fest etabliert. Das wurde besonders deutlich bei der zwölften und letzten Synode des Kirchenbezirks Tarutino, die in Friedenstal am 21. und 22. Mai 1939 tagte (Vgl. dazu mein Haase-Buch,

S. 168–173). In seiner Eröffnungsrede hat der damalige Konsistorialpräsident Samuel Heier die Auffassung vorgetragen, dass zwischen Christentum und Nationalsozialismus ein Verhältnis der Harmonie bestehe, geradezu eine Einheit vorliege. Man kann das als Torheit eines Einzelnen abtun; entscheidend ist aber, dass sich keiner der zahlreich anwesenden Synodalen bei der Aussprache zu einer Stellungnahme herbeilassen mochte. Der Bericht Heiers wurde einstimmig angenommen!

Was das Wesen dieser Ideologie ausmacht, ist zwischen uns sicher nicht strittig, und welche Katastrophen deren Protagonisten bald danach weltweit ausgelöst haben, ist uns in den Berichten und Gedenkfeiern zum 75. Jahrestag des Kriegsendes 1945 umfassend und eindringlich vor Augen geführt worden. Wir können nur hoffen, dass aus diesen niederdrückenden Ereignissen die angemessenen Konsequenzen gezogen wurden.

Du hast einige Beispiele mitmenschlichen Verhaltens angesprochen, die positiv zu sehen sind: die Adoption eines Waisenkindes bei der Umsiedlung, die gemeinsamen Mahlzeiten der neuen Hofbesitzer mit ihren polnischen Arbeitern nach der Ansiedlung im Warthegau, die Gastfreundschaft, die Besuchern im ehemaligen Bessarabien wieder begegnet. Ich wünschte mir sehr, dass es sich hierbei nicht nur um Einzelfälle handelt, sondern in ihnen die Grundideen der Toleranz und der Duldsamkeit wieder zur Geltung kommen.

Leider muss ich sagen, dass ich weiterhin skeptisch bin. Die Krisenzeit, die wir gerade durchleben, zeigt deutlich, dass neben vielfacher Solidarität und Hilfsbereitschaft auch alte Verhaltensmuster und Ansichten wieder zutage treten. Wie so oft zuvor, ist auch jetzt wieder der Antisemitismus ein guter Anzeiger. Die hohe Verbreitung dieser Ideologie in unserer Gesellschaft und schließlich gar der versuchte Anschlag auf die Synagoge in Halle an der Saale am 9. Oktober 2019 bedrücken mich sehr. Wir müssen achtsam bleiben!

Ich wünsche Dir und Theda viel Kraft in dieser Krisenzeit und grüße Dich herzlich in landsmannschaftlicher Verbundenheit.

Horst Eckert

Antwort von Arnulf Baumann auf den offenen Brief von Horst Eckert in diesem Heft, S. 16f

Lieber Dr. Horst Eckert,
Du hast meine Ausführungen in Heft 5 einer weiteren Kritik unterzogen. Um zu vermeiden, dass daraus ein „Sängerkrieg auf der Wartburg“ zwischen uns entsteht, will ich nur kurz darauf antworten:

1. Missverständnisse: Mir scheint, dass Du meinen Hinweis auf „bessarabische“, nicht nur „bessarabiendeutsche“ Toleranz noch nicht voll in Dich aufgenommen hast, denn Deine Argumente beziehen sich

weitgehend nur auf Bessarabiendeutsche. Auch hatte ich nicht von „allseitiger Toleranz“ geschrieben, sondern betont, dass Toleranz auf einem Gebiet durchaus mit Intoleranz auf einem anderen einhergehen kann.

2. Meine These ist und bleibt, dass die Behörden des Zarenreichs bei der Ansiedlung der verschiedenen Völkerschaften in den Gebieten nördlich des Schwarzen Meeres immer mehr darauf geachtet haben, dass

möglichst wenig Reibungsflächen zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen entstehen. Deshalb gab es immer nur eine Nationalität in einem Ort, der auch konfessionelle Eigenständigkeit zugebilligt wurde, deshalb gab es auch die Selbstverwaltung der „Kolonien“.

3. Störungen: Ich habe nach einem Begriff gesucht, der alle möglichen Beeinträchtigungen der ursprünglichen Toleranz umfasst. Du hast dies als „bloße Störungen“

verstanden, die „bald und leicht behoben werden können“. Das ist nicht meine Auffassung von „Störungen“. Ich hatte als Beispiel das Schicksal der Deutschen östlich des Dnjestr erwähnt, die „zu Feinden erklärt, verfolgt und deportiert wurden“. Was denen widerfahren ist, kann doch nicht als „bald und leicht zu behebende bloße Störung“ bezeichnet werden, das können die jetzt unter uns lebenden Spätaussiedler der älteren Generation aus bitterer eigener Erfahrung bezeugen! Mir ging es darum, darauf hinzuweisen, dass trotz derartiger „Störungen“ etwas von der ursprünglichen Toleranz geblieben ist.

4. Heutige Lage: Ich habe auf die Erfahrung unzähliger Bessarabien-Reisender hingewiesen, die mit herzlicher Gastfreundschaft und großer Offenheit empfangen wurden. Du hoffst, dass das nicht nur Einzelfälle sind... Ich denke, wir sind uns darin einig, dass negative Aspekte nicht vergessen werden dürfen. Aber das soll uns nicht daran hindern, dankbar dafür zu sein, dass trotz aller „Störungen“ doch etwas von der „bessarabischen Toleranz“ geblieben ist. Wir haben guten Anlass, dies anzuerkennen und zu fördern, wo es geht. In herzlicher Verbundenheit

Arnulf Baumann

Über Juden in Bessarabien

Leserbrief von Kurt Winger

Im März dieses Jahres übermittelte uns Herr Winger einen Kommentar, den er schon einmal im Oktober 2013 an die Redaktion geschickt hatte. Wie es kam, dass damals keine Reaktion auf seinen Leserbrief erfolgte, lässt sich jetzt natürlich nicht mehr nachvollziehen. Aber da das von ihm angesprochene Thema – Juden in Bessarabien – zu einer sehr passenden Gelegenheit wieder aufkommt (vor dem Hintergrund von 75 Jahren Kriegsende in diesem Jahr und dem 1700-jährigen Jubiläum der Juden in Deutschland im nächsten), möchten wir die Veröffentlichung in dieser Ausgabe nachholen und gleichzeitig dem Thema etwas mehr Platz widmen. Lesen Sie im Anschluss an den Leserbrief in der Rubrik „Über den Tellerand“ einen kurzen Bericht über das jüdische Jubiläum, einen Auszug aus dem Buch von Norbert Baier zum Thema Judenseife sowie hierzu eine ergänzende Betrachtung.
Die Redaktion

Das Mitteilungsblatt 05/2012 hat mehrere Artikel, auf die ich gerne Bezug nehmen möchte.

Vor einiger Zeit erschienen in diversen Mitteilungsblättern einige Berichte über die Einflüsse bzw. Erfahrungen zum Nationalsozialismus bzw. zum sog. 3. Reich. Der Inhalt erschien mir mehrheitlich meine von meiner familiären Herkunft geprägten Erfahrung zu bestätigen. Obwohl Jahrgang 1935, habe ich doch noch gute Erinnerungen an die Zeit vor der Aussiedlung, in der bei uns Kindern eine begeisterte Vorfreude herrschte.

Diese Vorfreude haben wir doch von unseren Eltern übernommen – oder nicht? Oder war es nur die Vorfreude auf eine große Reise?

In die Arbeitsergebnisse der Historischen Kommission (S. 3 ff.), die in das Memorandum (S. 5 ff.) einfließen, passt aber m. E. auch

der Bericht auf S.17 ff. (Der Schicksalsweg der Bessarabiendeutschen).

Die auf S. 18 unten aufgeführten Verse passen auf die des von meinem Großvater Albert Mauch verfassten und vertonten Bessarabischen Heimatliedes (1922).

Aber er hatte vor der Umsiedlung noch einen dritten Vers angefügt, dessen zwei letzten Zeilen lauten: „Es ruft der Führer, ruft das Blut, die deutsche Seele spricht.“ (Leider finde ich das mit Bleistift geschriebene Original nicht mehr!)

Diese Zeilen waren für mich Ausdruck der allgemeinen Sehnsucht der Bessarabiendeutschen, nach Deutschland zu kommen – „Heim ins Reich.“ Und da Großpapa Mauch jahrelang Direktor der Wernerschule in Sarata war, wird seine Meinung bzw. Geisteshaltung auch in den Köpfen seiner vielen Schüler und Kollegen existent gewesen sein und wurde von diesen weitergetragen.

Wann setzte die „echte“ Erkenntnis ein, dass ihr absoluter Glaube an Deutschland durch Hitler so abgrundtief enttäuscht wurde? Nachdem so viele Söhne und Ehemänner im Krieg gefallen waren? Kaum zu glauben, denn auf Traueranzeigen und in Briefen ist heute noch zu lesen, dass die Hinterbliebenen stolz darauf waren, dass ihr Sohn oder Ehemann für Führer, Volk und Vaterland sein Leben auf dem Schlachtfeld der Ehre opfern durfte! Hat man das vergessen?

Und die vielen Frauen und Männer, die in D. studiert haben, bekamen sie wirklich nur die guten, die positiven Seiten der Vorkriegsjahre unter Hitler mit? Verschlussen sie die Augen und Ohren, als sie z.B. von der Reichskristallnacht 1939 und den Pogromen gegen die Juden erfuhren? Haben sie das akzeptiert? Was haben ihre Eltern und Freunde

1 In der Zwischenzeit hat Herr Winger das Original „Es ruft der Führer ...“ wiedergefunden, wie er es auch in seiner Gedenkrede über seinen Großvater am Kulturtag am 14.10.2017 im Heimathaus in Stuttgart erwähnt hatte.

dazu gesagt, als sie das zuhause in Bessarabien erzählten? Betretenes Schweigen? Ungläubiges Erstaunen? Und die Kommilitonen in D.? Wie war deren Verhalten? Wie berührte unsere Studenten die Judenverfolgungen unter Hitler? Fragen über Fragen.

Der Antisemitismus war m. E. kein spezifisches Problem in Bessarabien, sondern er war europa- ja weltweit mehr oder weniger latent. „Unser Antisemitismus“ aber war nicht von Hass geprägt; man lebte mit ihm, er gehörte zum Alltag. Deshalb passt der Ausdruck auch nicht zu uns – die Bessarabiendeutschen waren keine Antisemiten!

Der Spruch: „Im Talmud steht: Du sollst jeden Tag einen Goi übers Ohr hauen“ war doch allgemein gebräuchlich, wenn man spaßeshalber vor einem Handel mit einem Juden warnte. Das war bestimmt kein Nazi-Jargon. Oder „Du handelst wie a Jud!“ – eine heute noch gängige Redensart.

Als Heranwachsender fragte ich meinen Vater, der vom stolzen Bauern in Sarata in Bessarabien und Pleschen in Polen (Warthegau) zum Hilfsarbeiter hier in Grunbach, dem Heimatort seiner Vorfahren, wurde, ob er oder andere die Entwicklung dieser fünf Jahre (1940–45) hätten voraussehen können. Er schwieg, genau wie Großpapa Mauch, dem der Krieg drei Söhne nahm. Aber man konnte die bittere Enttäuschung ahnen.

Aber nun muss ich erstaunt feststellen, dass führende Köpfe in Bessarabien (ich kenne fast alle Namen aus der Korrespondenz meines Großvaters) sich doch dem Einfluss des Nationalsozialismus Hitlers nicht entziehen konnten. War der Anlass dazu auch die Sehnsucht nach Deutschland, welches nach schweren Jahren wieder groß und stark zu werden schien? Wussten sie von den Untaten der Nazis? Oder haben sie diese ausgeblendet?

Ich denke, dass die Historische Kommission noch weiter viel zu tun hat.

Kurt Winger, 10.10.2013

In seinem Leserbrief nimmt Herr Winger Bezug auf folgende Artikel aus dem MB von Mai 2012:

- „Ein gemeinsames Bild der Geschichte gewinnen – Arbeitsergebnisse der Bessarabiendeutschen Historischen Kommission“ von Arnulf Baumann, S. 3 ff.
- „Memorandum zur bessarabiendeutschen Geschichte der Dreißigerjahre – nach Abschluss der Pressedokumentation“ von Mag. S. Wolter, S. 5 ff.
- „Der Schicksalsweg der Bessarabiendeutschen – Auswanderung der Vorfahren – Rückwanderung der Urenkel – Zweimal alles verloren Wieder in der schwäbischen Heimat“ von Fr. Häcker, S. 17 ff.

Sie können die Artikel auf unserer Homepage nachlesen. Unter www.bessarabien.de/mitteilungsblattformular.php finden Sie das Mitteilungsblatt von Mai 2012.

321 bis 2021:

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland



JÜDISCHES
LEBEN IN
DEUTSCHLAND

Im Jahr 2021 findet ein wichtiges Jubiläum der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland statt:

Am 11. Dezember 321 gestattete der römische Kaiser Konstantin der Große per Gesetz dem Rat der Stadt Köln, Juden in seine Reihen zu berufen und mit politischen Ämtern auszustatten. Dies ist die erste Aufzeichnung jüdischen Lebens in Deutschland und im nächsten Jahr genau 1700 Jahre her. Dieses Jubiläum möchte der Verein Jüdisches Leben in Deutschland e.V. mit einem kulturell und künstlerisch gestalteten Festivalprogramm begehen, das auch als Appell gegen Antisemitismus und Judenfeindlichkeit verstanden werden will. Es soll einerseits erinnert werden an die reiche jüdische Wissens- und Kulturlandschaft, andererseits an die Diffamierungen und Ausgrenzungen, denen jüdische Menschen über Jahrhunderte ausgesetzt waren: Von periodisch auftretenden Pogromen bis schließlich zum Holocaust.

Angedacht sind Darbietungen, die alle Kunstsparten umfassen, wie Ausstellungen, Filmreihen, Lesungen uvm. Ebenso sollen beispielsweise in Volkshochschulen und Museen entsprechende Themenschwerpunkte durchgeführt werden. Darüber hinaus ist geplant, sogenannte Patenschaftsmodelle zwischen Kommunen und lokalen jüdischen Gemeinden aufzubauen und bestehende zu stärken. Das Festjahr 2021 soll ganz im Zeichen des Brückenbauens stehen, unter jüdischen und nicht-jüdischen Besuchern und Kulturschaffenden.

Für die Gestaltung der Jubiläumsaktionen bittet der Verein Jüdisches Leben in Deutschland um Mithilfe und der Bessarabiendeutsche Verein überlegt, sich zu beteiligen. Zurzeit berät die Historische Kommission, in welcher Weise dies möglich sein könnte. Es ist klar, dass noch einige Forschungsarbeit zu diesem Thema notwendig ist. Zeitzeugenberichte sind zur weiteren Klärung sehr willkommen.

Zuschriften bitte an verein@bessarabien.de oder an Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstr. 17, 70188 Stuttgart

Was wir wussten – ein Rückblick 50 Jahre danach

Auszug aus dem Buch von Norbert Baier, *Ferne Kindertage*, 179 Seiten.

Im Mai 1945 erlebt der 13-jährige Norbert Baier aus Arzis das Kriegsende als Schüler der nationalsozialistischen Napoli-Offiziersschule



erhältlich im Buchversand des Bessarabiendeutschen Vereins zum Preis von 16,00 EUR

Hamburg, Mittwoch 3. Mai 1995. Dass heute vor fünfzig Jahren Hamburg an die Engländer kampflos übergeben wurde, wussten wir an jenem Tag nicht. Von der Versenkung der "Kap Arkona" durch britische Jagdbomber in der Neustädter Bucht wussten wir, aber die wahre Geschichte kannten wir nicht, so wie wir auch von Neuengamme nichts wussten oder von irgendeinem anderen KZ. Nur ein Erinnerungsbild steht dem entgegen: Es mag Anfang April gewesen sein, als wir nach dem Abendessen zum Seife-Fassen antreten mussten. Seife für die tägliche Körperpflege gab es schon seit längerem nicht mehr regelmäßig. Jeder erhielt ein Stück der leichten Sorte. Sie war wie fest gewordener Schaum, schnell verbraucht, aber allgemein beliebter als die schwere und harte Seife, die einem Klotz aus Scheuersand glich. Wir vergnügten uns eine ganze Weile damit, die Seifenstücke zum Zielwerfen auf die Wandtafel unserer Stube zu benutzen. Sie blieben so schön an der Tafelfläche kleben, verformten sich dabei, nahmen aber sonst keinen Schaden. Beiden Sorten, der leichten wie der schweren Seife, waren die Buchstaben RIF eingepreßt; deren Deutung "Raus ist's Fett" war weit verbreitet. Mir fiel dabei immer ein, wie Mutter in Arzis Seife

kochte und dass mir vom Geruch des dafür verwendeten Schweinefetts jedes Mal übel wurde. Einer der Kameraden erklärte, er wisse, weshalb in dieser Seife kein Fett sei: Die toten Juden in den KZs, aus denen die Seife gemacht würde, hätten natürlich kein Fett mehr auf den Rippen gehabt.

Schon seit Zwickau wusste ich, dass Juden das Ziel besonderer "Maßnahmen" waren, und zwar durch die gelben Sterne auf der Kleidung mancher Leute, denen man auf der Straße begegnete. Was es damit auf sich hatte, begriff ich damals nicht. Für mich waren Juden, wie in Arzis, Menschen einer anderen Volksgruppe, zu denen man gute oder auch keine Beziehungen hatte, wie zu den "eigenen Leuten" oder zu denen der übrigen Volksgruppen. Dass es mit "den Juden" in Deutschland eine andere Bewandnis haben könnte, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. In Westpreußen lebten keine Juden in unserem Umfeld. Gespräche darüber gab es nicht, weder in der Familie, noch in der Schule oder anderswo. Und in der "politischen Schulung" bei den Pimpfen gab es nur das übliche Verunglimpfen von Juden, Kommunisten und Bolschewiken und das Schüren von Hass in Wort und Lied.

Die Legende der Judenseife

ANNE SEEMANN

Hartnäckig hält sich bis in die heutige Zeit das Gerücht, die Nazis hätten aus den sterblichen Überresten ermordeter Juden Seife hergestellt. Doch keine der Bemühungen, diese Geschichte zu verifizieren, hatte Erfolg. Somit gehört sie ganz klar in die Kategorie der Großstadtmythen oder „urban legends“: unsere moderne Variante von Sagen und Legenden, hartnäckige Schauergeschichten, die nicht auf Fakten basieren, sondern auf archetypischen Ängsten.

Ein Ursprung der Seifenlegende wird Ende des Ersten Weltkrieges vermutet, in der von der Entente für Propagandazwecke erfundenen Aussage: Die Deutschen würden die Leichen toter Soldaten in „Kadaververwertungsanstalten“ zu Schmierölen und Glycerin verarbeiten, die Abfälle zu Tierfutter, Dünger und Seife. Diese Geschichte wurde dann anscheinend im Zweiten Weltkrieg wieder ausgegraben, von welcher Seite her ist unklar. Laut israelischen Historikern hätten die Nazis selbst dieses Gerücht wiederbelebt und verbreitet, als zusätzliche psychologische Kriegsführung gegen die Juden. Auf der anderen Seite war unter der polnischen Bevölkerung nach dem Ersten Weltkrieg der Verdacht nie ganz ausgeräumt worden, die Deutschen hätten Seife aus ihren Kriegsoferten gemacht, so dass eine Umdeutung auf das Schicksal der Juden im Zweiten Weltkrieg nahe lag. Und auch in einem französischen Internierungslager



Seife mit der Prägung „RIF“
Foto: Museum Europäischer Kulturen,
Staatliche Museen zu Berlin (Creative
Commons via DDB)

erzählten sich die Insassen im Jahr 1940, aus ihnen allen würde nach ihrem Tode Seife gemacht werden.

Richtig Fahrt aufgenommen hat die Verbreitung der Seifenlegende im Jahr 1942, als die Zahl der deportierten Juden dramatisch anstieg. Überlebende der Transporte in die Vernichtungslager berichteten, die polnische Bevölkerung habe ihnen unterwegs bei Zughalten höhnisch zugerufen: „Juden zu Seife!“

Untermuert wurde dieses Gerücht zur selben Zeit durch ein kulturelles Missverständnis. Die für die Seifenproduktion zu-

ständige „Reichsstelle für industrielle Fette“ prägte ein „RIF“ in ihre Seifenstücke. Diese Abkürzung wurde nun im besetzten Polen umgedeutet in „Rein jüdisches Fett“. Möglich wurde diese Interpretation, weil, anders als im Deutschen, im Schriftbild der unter polnischen Juden üblichen Umgangssprache Jiddisch die Buchstaben I und J nicht deutlich voneinander unterschieden sind.

Interessant ist an dieser Stelle, dass dieser Teil der Legende auch in Nazi-Kreisen kursierte, allerdings in einer Variante: Wie Norbert Baier in seinem Buch berichtet (siehe Auszug S. 19), erzählte man sich unter seinen Napola-Mitschülern, die Abkürzung „RIF“ stünde für „Raus ist's Fett“: weil die Juden in den KZs kein Fett mehr auf den Rippen hätten, könnte natürlich auch in der Seife, die aus ihnen gemacht würde, kein Fett sein. Diese Deutung erklärte einerseits für die Jungen die ungewöhnliche, sehr weiche Konsistenz der Seife. Sie zeigt uns aber andererseits, durch die in der Seifenlegende neu hinzugelegte Konnotation des Verhungerns,

dass sehr wohl eine Ahnung vom Holocaust kursierte, dass ein „wir haben nichts gewusst“ so nicht stimmen kann.

Die Seifenlegende verbreitete sich vom Europäischen Festland nach Großbritannien und in die USA. Darüber hinaus wurde sie nicht mehr nur mündlich weitergegeben: Ab 1942 finden sich schriftliche Erwähnungen. Die ersten in Polen, aber den größeren Einfluss hatte wohl ein Rabbiner in den USA, der die Legende in einer Gedenkschrift aufgriff. Diese wiederum wurde von der New York Times zitiert.

Obwohl die Geschichte in Erinnerung an die Propaganda des Ersten Weltkrieges auch Zweifler auf den Plan rief, wurde sie in der folgenden Zeit vielfach in der alliierten Presse verbreitet. Ein endgültiges Hoch bekam die Seifenlegende nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, als die unvorstellbaren Gräueltaten der Nazis an den Juden ans Licht kamen.

Quelle: <http://marcuse.faculty.history.ucsb.edu/dachau/legends/NeanderSoapOral049.html>

Gespräche mit ehemaligen Zwangsarbeitern aus der Ukraine

KARL-HEINZ ULRICH

Bei uns spielt die Erinnerung an den 2. Weltkrieg keine große Rolle. Das ist in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion ganz anders. Dort ist der „Große Vaterländische Krieg“ im Leben der Menschen auch heute noch sehr präsent. Und das nicht nur am 9. Mai, dem „Tag des Sieges“ und auch nicht nur bei der älteren Generation. Bei der Zeremonie rund um das Kriegerdenkmal bekommen Kriegsveteranen von jungen Leuten Blumen geschenkt, Ausdruck der Dankbarkeit für die Befreiung ihres Landes. Ehemalige Kriegsteilnehmer, Männer und Frauen, führen Freudentänze auf. Es werden aber auch ernste Reden gehalten. Sie erinnern an die Gräuelt der Deutschen und die unvorstellbaren Verluste in der Bevölkerung. In der ehemaligen Sowjetunion gibt es keine Familie, die nicht einen aus ihrer Mitte im Krieg verloren hat. Ich habe in vielen Häusern solch eine Ecke mit den Bildern der Kriegsgeschehen gesehen. In Deutschland geht man von drei Millionen toten Soldaten und ebenso vielen Zivilisten aus. Bei der ehem. UdSSR spricht man von 13 Millionen toten Soldaten und etwa 17 Millionen Zivilisten.

Übersehen wird bei der Rückschau auf den Krieg und die vielen Opfer ein anderes dunkles Kapitel unserer deutschen Kriegsgeschichte. Es gab nicht nur die vielen russischen Kriegsgefangenen, die bei uns Zwangsarbeit leisten mussten. Dane-

ben gab es über eine Million russische Zivilisten, die bei uns als „Ostarbeiter“ in der Landwirtschaft, der Industrie und auch in Privathaushalten eingesetzt wurden.

Während meiner aktiven Dienstzeit in der Ukraine habe ich u.a. mit der bundeseigenen Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ in Berlin zusammengearbeitet. Ihre Aufgabe bestand darin, bis 2007 die damals noch lebenden ehemaligen Zwangsarbeiter in Russland, der Ukraine und in Weißrussland für das ihnen angetane Leid zu entschädigen.

Eines Tages bat mich die Stiftung, ein von ihr finanziertes Projekt in der bei Kiew gelegenen Stadt Pereslaw Schmelnitzki zu evaluieren. Ehemalige Zwangsarbeiter wurden dort medizinisch und psychologisch untersucht. Man wollte sehen, welche Behandlungen oder Hilfsmittel sie in Zukunft bekommen sollten.

Ich sagte zu, ohne mir groß Gedanken über die Besonderheit dieser Evaluation zu machen. Erst bei der Anreise nach Pereslaw Schmelnitzki, als ich mich mit meiner ukrainischen Projekt-Partnerin darüber austauschte, wurde mir bewusst, auf was für eine heikle Mission ich mich eingelassen hatte. Ich würde als „Kontrollleur“ kommen, der prüfen soll, ob die eingesetzten Mittel auch richtig verwendet werden. Und von dessen Beurteilung es abhängen würde, ob das Projekt weiter finanziert wird. Das allein ist schon keine angenehme Rolle, wie ich aus anderen Evaluationen wusste. Hier aber würde der

Kontrollleur ein Vertreter des Volkes sein, das diesen Menschen dieses unendliche Leid angetan hat, unter dem sie heute noch leiden.

Auch wenn es dann doch ganz anders verlaufen ist, als ich befürchtet hatte. Bei allem, was ich sah, hörte und erlebte, das mulmige Gefühl, das mich am Anfang beschlichen hatte, hat mich die ganze Zeit nicht verlassen.

Überhaupt hatte ich gedacht, dass ich in den drei Tagen dort nur mit den Verantwortlichen für das Projekt und mit einigen ehemaligen Zwangsarbeiter/innen sprechen würde. Stattdessen wurde ich gleich nach meiner Ankunft vom Bürgermeister empfangen. Danach gingen wir in die Schule. Dort erklärte mir der Schulleiter das in einem Raum aufgebaute Diorama. Es war eine Nachbildung der drei sehr verlustreichen Schlachten. Sie wurden 1942 zwischen der Deutschen und der Roten Armee erbittert um ihre am Dnjepr gelegene Stadt geführt.

Trotz aller öffentlichkeitswirksamen Publicity nebenher konnte ich dann doch die erforderlichen Gespräche mit den Projektverantwortlichen führen. Und ich konnte auch die treffen, denen das Projekt zugutekam.

Unvergesslich geblieben ist mir der Besuch bei einer ehemaligen Zwangsarbeiterin. Als ich durch die Pforte trat und durch den Garten auf ihr Häuschen zugeing, rutsche mir das Herz sprichwörtlich in die Hose. Ich rechnete mit dem

Schlimmsten. Aber ich erlebte etwas ganz Überraschendes. Die alte Frau kam mir mit einem Lächeln entgegen. In der einen Hand trug sie Brot und in der anderen Salz. Das überreichte sie mir und sang dazu ein altes deutsches Volkslied. Mir traten die Tränen in die Augen. Sie sprach freundliche, versöhnliche Worte zu mir, die ich nie vergessen werde. Ich war zutiefst beschämt. Sie habe verziehen, sagte sie. Sie hege keinen Groll mehr gegen die Deutschen, die ihr das angetan haben. In ihrer bescheidenen Wohnung erzählte sie mir, wie es gewesen war, damals, an dem Tag, als man sie einfach so mitnahm. Mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester war sie auf dem Bürgersteig gegangen. Plötzlich hielt ein deutscher Militärlastwagen neben ihnen. Man packte sie und hob sie auf den Wagen, weg von ihrer Mutter und ihrer weinenden Schwester. Vier Jahre arbeitete sie als junges Mädchen in Deutschland. Als sie nach Hause zurückkehrte, erging es ihr ebenso wie den anderen ehemaligen Zwangsarbeitern. Man verdächtigte sie der Kollaboration mit den Deutschen. Zur Strafe bekamen sie deswegen, im Unterschied zu den Kriegsveteranen, bis nach der Perestroika keine Unterstützung vom Staat.

Den letzten Tag meines Aufenthaltes nutzte die Stadtverwaltung dann noch für eine Großveranstaltung. Der gesamte Stadtrat, die Vertreter der Universität, die Lehrer, alle Schüler und viele Leute aus der Stadt waren im Freien auf einem großen Platz zusammengekommen. Es wurden Reden gehalten, vom Bürgermeister, dem Schulleiter, einer Schülerin und einer ehemaligen Zwangsarbeiterin. In keiner der Reden, wie überhaupt bei allen meinen Gesprächen, fiel ein einziges nachtragendes Wort gegen die Deutschen, die ihnen so viel Leid angetan hatten. Zum Schluss sollte ich sprechen. Ich gestehe, es war das erste Mal seit langer Zeit, dass ich vor einer Rede Angst hatte. Als ich in die Gesichter der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen sah, die vor mir saßen, spürte ich die ganze Last der deutschen Geschichte auf meinen Schultern. In meiner Rede erklärte ich, was mein Auftrag bei ihnen war und lobte das hervorragende Projekt. Dann sprach ich aber auch ganz persönlich zu ihnen, erzählte von meiner Familiengeschichte, dem Leben meiner Vorfahren in Bessarabien, der Trauer meiner Eltern über den Verlust der Heimat hier. Ich hatte das Gefühl, dass ich damit ihre Herzen erreicht hatte.

Am Ende der Veranstaltung trat eine der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen auf mich zu und bat mich, einen Brief mit nach Bayern zu nehmen. Im Radiointerview am Vorabend hatte sie gehört, dass ich aus Bayern käme. Ich wollte erst ablehnen, denn Bayern sei groß. Aber die ukrainische Partnerin meinte, ich solle den Brief erst einmal nehmen. Man würde dann schon sehen. Beim abschließenden Essen öffnete ich den Brief. Er war an die Familie gerichtet, bei der ihre Eltern als Zwangsarbeiter auf einem Bauernhof gearbeitet haben. Dort hatte sie mit deren Kinder auf dem Hof gespielt. Als ich den Ort las, in dem sie gewohnt hatten, traute ich meinen Augen nicht. Es war der, in dem ich als Vikar bei München gearbeitet hatte. Ich kannte die Familie zwar nicht. Aber ich wusste sofort, wen ich fragen könnte. Als ich das nächste Mal in Deutschland war, telefonierte ich mit einem Freund in dem Ort. Er kannte die Familie noch. Die Kinder, mit denen „meine Zwangsarbeiterin“ damals gespielt hatte, wohnten jetzt in München. Ich nahm Kontakt zu ihnen auf und traf sie in München. Später hörte ich von ihnen, dass sie nach einigem Briefwechsel ihre ehemalige Spielkameradin in Pereslaw Schmelnitzki besucht haben.

Der Monatsspruch für Juni 2020

KARL-HEINZ ULRICH

*Du allein kennst das Herz aller Menschen
(1. Könige 8,39)*

Es ist nicht immer ganz einfach, einen Text auszulegen, der aus dem Zusammenhang herausgerissen wurde, wie dieser. Darum zum Verständnis der Kontext: Israels Wüstenwanderung ist schon länger vorbei. Man lebte in der Nachbarschaft anderer Völker und wollte auch gern so sein wie diese. Darum wollten sie einen König und bekamen ihn, erst Saul, dann David und jetzt Salomo. Zum König gehörte ein Palast, und der Gott des Volkes sollte einen Tempel bekommen, in dem er wohnen könnte, um für die Menschen zugänglich zu sein. Also baute man ihm einen. Und Salomo weihte ihn ein. Hier in diesem Kapitel 8 spricht er das „Tempel-Weihegebet“.

Es beginnt mit einer Beschwörung Gottes. Es möge der Bund, den er mit dem Volk Israel mit Mose geschlossen hat, auch weiterhin Bestand haben. Weiterhin schwört Salomo sein Volk darauf ein, dass es auch künftig durch sein Tun und Lassen den Bund hält und heiligt.

Und er bittet Gott, dass er alle Gebete, die in diesem Tempel gebetet werden, in seiner himmlischen Wohnung hören und erhören möge. Gott möge gnädig sein und egal, wer

betet (das Volk oder ein Einzelner) und worum man betet, er möge das Erbetene geben. Aber ganz so ist es nicht. Salomo macht eine Einschränkung. Die Behandlung der Bitten soll kein Automatismus sein. Gott möge darauf schauen, „wie der Bittende gewandelt ist“. Gott soll also eine Prüfung vornehmen. Denn der Bittende kann ja alles Mögliche zur Begründung vorbringen, dass Gott sein Gebet erhören soll. Kant sagte schon, „die Tiefe des menschlichen Herzens ist unergründlich“. Und Salomo weiß, dass Gott allein es ist, der in das menschliche Herz hineinschauen kann, bis auf den Grund, wo die Begründungen für unsere Wünsche und Sehnsüchte liegen, oft für uns selbst verborgen. Wenn Gott in unser Herz schaut, dann sieht er, ob wir aufrichtig sind bei dem, was wir bitten, was wir wünschen, für uns oder andere. Er sieht, ob wir es mit ehrlichem Herzen erbitten. Und er allein sieht, ob es gut ist, was wir dort erbitten.

Denn Gott kennt unser bisheriges Leben. Er kennt es und weiß, was für uns gut ist, besser als wir oft selbst. Wir haben unsere Vorstellungen, wie unser Leben sein könnte und bitten Gott um die Erfüllung unserer Wünsche. Ob das wirklich immer gut ist, wissen wir aber selbst nicht. Er aber, der unser Leben von der Geburt bis zu unserem Tod überblickt, weiß, was wirklich gut für uns wäre. So erfüllt er unsere Bitten wohl,

aber oft ganz anders, als wir es gedacht haben. Und manchmal so, dass wir erst nach Jahren den Sinn einer „Gebeterhörungs“ erkennen, die wir früher nicht verstanden hatten.

Denn unser Herz ist das wahre Zentrum unseres Wesens. So wie „der kleine Prinz“ in seinem Gespräch mit dem Piloten sagt „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“. Anderen und auch uns selbst fällt es schwer, in unserem Herzen zu lesen. Aber Gott kann das. So weiß er, wie es darin wirklich aussieht und was wir wirklich brauchen, zum irdischen Glück und zur ewigen Seligkeit. So hat es auch Jesus in der Bergpredigt gemeint, wenn wir beten „...unser himmlischer Vater weiß, was wir brauchen“. Wir müssen nicht darüber erschrecken, wenn wir wissen, dass er in unser Herz schauen und dort sehen kann, wie wir wirklich sind. Ich persönlich finde das sehr schön und auch sehr beruhigend. Denn er wird lächelnd darüber hinwegsehen, wenn ich wieder einmal Unsinniges erbitte. Und ich weiß, er wird mir nicht nach meinen Taten vergelten. Nein, er wird mir um Christi Willen sein liebendes Herz zuwenden. Er wird mir gnädig sein und das schenken, was mir „Not tut“. Das gilt auch für diese Zeit, in der wir jetzt leben müssen und nicht wissen, was aus unserem Leben werden wird.

Corona in der Ukraine und Moldawien

KARL-HEINZ ULRICH

Die Ukraine hat ein marodes Gesundheitssystem. Dennoch kam es seit den ersten Covid-19-Fällen in der Ukraine nicht zur Katastrophe, auch dank eines strikten Lockdowns. Man kann ihn mit dem in Deutschland vergleichen.

Von staatlicher Seite wurden die Gottesdienste verboten. Daran haben sich die evangelischen Kirchen gehalten, so die Aussage einer Gemeindeleiterin.

In der westlichen Region Ternopil ließen sich die ersten Corona-Fälle auf einen infizierten Priester zurückverfolgen. Die Kirchen der Ukrainischen Orthodoxen Kirche (UOK) des Moskauer Patriarchats, deren Priester die Gefahren des Virus herunterspielten und Gemeindeglieder einluden, in die Gotteshäuser zu kommen und Ikonen zu küssen, sind in der ganzen Ukraine zu Hotspots der Epidemie geworden. Im Kiewer Höhlenkloster allein gibt es mehr als 100 Fälle. Während andere große Glaubensgemeinschaften wie die Orthodoxe Kirche der Ukraine und die Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche ihre Kirchen schlossen und die Gläubigen aufriefen, an Ostern zuhause zu bleiben, führte die UOK am 19. April öffentliche Ostergottesdienste durch, was in der ganzen Ukraine ca. 130.000 Gläubige anzog. Die Polizei eröffnete mehrere Untersuchungen gegen Geistliche der UOK.

Moldawien

Die Ausbreitung der Atemwegserkrankung COVID-19 führt auch in der Republik Moldau zu verstärkten Einreisekontrollen, Gesundheitsprüfungen mit Temperaturmessungen und Einreiseperrern.

Die moldauische Regierung hat am 17. März 2020 den Notstand ausgerufen. Zur Vermeidung einer Weiterverbreitung von COVID-19 wurden umfassende Eindämmungsmaßnahmen getroffen. Der gesamte kommerzielle Flugverkehr von und nach Moldau wurde eingestellt. Alle ausländischen Einreisenden müssen eine 14-tägige Selbstisolierung in der eigenen Wohnung oder einer vergleichbaren geeigneten Unterkunft einhalten.

Quelle: *Religion und Gesellschaft in Ost und West*, G2W

Was lehrt Not?

ARNULF BAUMANN

„Not lehrt beten“, sagt ein altes Sprichwort; und es hat Recht: Schwere Zeiten können wirklich zur Besinnung auf das Wesentliche führen. Nach Bewältigung der ersten Etappe der Corona-Krise lohnt es, darüber nachzudenken. Ein alter Einwand stimmt leider auch: Not lehrt auch das Gegenteil, lehrt auch fluchen. Dafür gibt es aktuelle Beispiele: Menschen, die meinten, die Not einfach weglächeln zu können, Spötter, die sich lustig machten über die angebliche Gefahr, Hamsterer, Geschäftemacher und Betrüger – bis auch sie erkennen mussten, dass wirklich eine tödliche Bedrohung heranrollte. Es wurde wieder erkennbar, dass wir Menschen keinen Rechtsanspruch auf Wohlbefinden haben, sondern auf ständig neue Gefahren gefasst sein müssen. Seither verhielten sich die Bundesbürger so diszipliniert, wie ihnen das kaum jemand vorher zutraut hätte. Sie hielten sich an die Einschränkungen – und können inzwischen erste Erfolge im Kampf gegen das heimtückische Virus verbuchen.

Und es gibt auch dies: „Solidarität“ ist inzwischen aus einem Schlagwort für Sonntagsreden zu gelebter Wirklichkeit geworden. Es gab und gibt Hilfsangebote von vielen Seiten, – Gesichtsmasken wurden geschneidert und verschenkt, Einkäufe erledigt, kleine Dienstleistungen erbracht. Meine Frau und ich gehören beide altershalber zur Hochrisikogruppe. Da versucht man alle Vorsichtsmaßnahmen einzuhalten, erlebt aber auch, dass uns regelmäßig Lebensmittel an die Haustür

gebracht werden und anderes mehr. Oft ist bei solchen Hilfen zu erkennen, dass christliche Überzeugung dahintersteht, oft aber auch nicht. In den Menschen steckt offenbar viel mehr christliche Nächstenliebe als sonst sichtbar wird.

Wenn es keine persönlichen Kontakte geben kann, werden andere Wege der Kommunikation wichtig. Das Briefeschreiben, Telefonieren, Mailen, Chatten und Skypen ist viel intensiver geworden, nicht nur innerhalb der Familien und Freundeskreise; auch lange vernachlässigte Kontakte wurden wieder aktiviert. Die Menschen suchen miteinander Verbindung zu halten, weit über das vorher übliche Maß hinaus.

Auch die Kirchen haben sich auf die Situation eingestellt. Es ist ganz erstaunlich, wie einfallsreich sie mit der Situation umgehen. Allenthalben gibt es eindrucksvolle Gottesdienste unter Einhaltung der Vorsichtsmaßnahmen, im Fernsehen wie vor Ort; Kirchen sind zum stillen Gebet geöffnet, Telefonkontakte werden genutzt, Briefe geschrieben, Kontakte gesucht und aufrechterhalten. Das Grundbedürfnis nach Nähe und Gemeinschaft sucht sich neue Bahnen.

Not lehrt offenbar vieles. Es kommt darauf an, wie wir mit ihr umgehen. Die Not wird Langzeitwirkungen haben, sogar positive. Wir haben ganz persönlich erfahren, welch kostbarer Schatz in solchen Zeiten der Glaube ist. Der Glaube vermittelt innere Ruhe, befreit von Ängsten, strahlt Zuversicht aus: Wir sind in Gottes Hand, komme, was da wolle. Damit kann man leben, auch in solchen Zeiten.

Aus dem Museum

Überhandtücher und Wandschoner



Kleine Kunstwerke: Überhandtücher und Wandschoner brachten Gemütlichkeit in bessarabische Wohnküchen

EVA HÖLLWARTH

Die Küche war nicht nur ein Ort, an dem Speisen vorbereitet wurden, sie diente auch der Bäuerin und Hausfrau als zentraler Arbeitsraum, der ganzen Familie als Ess- und Aufenthaltsraum. Daher war man auch bestrebt, der Wohnküche ein gewisses Maß an Wohnlichkeit zu geben.



Die Nutzung der Küche als Wohnraum war nur möglich durch die Einführung eines geschlossenen Herdes. Bestickte Übertücher halfen, unansehnliche Küchentücher vor den Augen der Besucher und den Familienmitgliedern zu verbergen. Wandschoner mit Sprüchen verzierten die Wände. Eine große Anzahl an Wandschonern und Überhandtüchern, mit und ohne Sprüche in verschiedenen Sticotechniken, besitzen wir im Museum. Hier zeigt sich, warum in den Schulen so viel Wert beim Erlernen von Handarbeiten bei den Mädchen gelegt wurde.



Am 13.05.2020 haben
Johannes und Else Schäfer
geb. Ehmman, aus Roigheim den
70. Hochzeitstag gefeiert.

Dieses außergewöhnliche Ereignis gibt Anlass zur öffentlichen Mitteilung an die aus Alexandrovka und Borodino geborenen Eheleute. Von Herzen dankbar grüßt die Familie das Jubelpaar. Bleibt noch lange so glücklich und gesund!

**Nachruf für
Anna Singer geb. Müller**



* 25. Februar 1923 in Hoffnungstal/Bessarabien
† 19. April 2020 in Wüstenrot/Baden-Württemberg

**„Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!“
Psalm 103, 1**

Mit Worten aus Psalm 103 wurde unsere Mutter Anna am 4. Mai 2020 auf dem Friedhof in Wüstenrot beigesetzt. Sie wuchs zusammen mit ihren fünf Geschwistern auf. Ihren späteren Ehemann Emil lernte sie schon früh kennen. 1940 verlor sie ihre Heimat durch die Umsiedlung. Es folgten zwei Jahre in der Nähe von Chemnitz, 1942 Ansiedlung in Polen, südöstlich von Lublin. Flucht vor den Russen in die Westzone, erste Jahre in Intschede im Landkreis Verden/Niedersachsen. 1951 heiratet sie Emil Singer, Umzug nach Bietigheim/Württemberg.

Unsere Mutter war eine praktisch zupackende Frau, die gerne und vor allem gut gekocht und gebacken hat. Sie liebte Strudeln, Saure Tomaten wie auch Ribbeleskuchen. Ihren Mann unterstützte sie in seinem Malerbetrieb, nähte die Kleidung für die Familie, baute Obst und Gemüse an, erfreute sich immer wieder an der Farbenpracht von Blumen. Glücklich war sie über die Geburt ihrer 4 Enkelkinder und noch zwei Urenkel. Sie pflegte die Verbundenheit mit ihrer großen Familie und Menschen aus Hoffnungstal. Um die Erinnerungen zu bewahren arbeitete sie zusammen mit ihrem Mann Emil mit im Arbeitskreis Hoffnungstal. Geholfen haben ihr dabei ihr gutes Gedächtnis an Namen und Daten. Schwere Verluste, wie der frühe Tod der Mutter Magdalena und der im Krieg vermisste Bruder Albert, prägten sie. Getragen hat sie ihr Glaube an Gott, das tägliche Lesen der Losungen und der Bibel sowie die Bibelstunden. Seit Dezember 2016 verbrachte sie ihren Lebensabend im Seniorenzentrum Martha-Maria in Wüstenrot.

Wir vermissen sie und werden die Erinnerung an sie wach halten.

**Renate Singer
Jürgen Singer und Beate**
Tirzah
Jonas und Deborah mit Jasper
Mathea und Giancarlo mit Samu
Joel und Nicole

*Das Sichtbare ist vergangen,
es bleibt das Leben,
die Wahrheit, die Liebe und die Erinnerung.*



**Nachruf
Anna Singer
geb. Müller**

* geboren am 25.02.1923 in Hoffnungstal
- gelebt in Bietigheim-Bissingen
† gestorben am 19.04.2020 in Wüstenrot

Ein Leben voller Pflichterfüllung und unermüdlicher Sorge für die Ihren, hat sein Ende gefunden.

Ihr Herz schlug für Bessarabien und so wirkte Anna Singer seit Gründung des Arbeitskreises Hoffnungstal in diesem mit. Gern nahm sie teil an unseren Sitzungen, Projekten und Veranstaltungen, liebte das Gespräch mit anderen Bessarabern und schwelgte in Erinnerungen an ihre Jugend in Hoffnungstal. Sie war eine Frau, die ihre Heimat von Herzen liebte und sie nicht vergessen konnte. Mit ihr verlieren wir einen weiteren Zeitzeugen, der Bessarabien noch selbst erlebt und gekannt hat.

Wir, der Arbeitskreis Hoffnungstal, nehmen Abschied, bedanken uns für ihr Engagement und werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Absender:
Bessarabiendeutscher Verein e.V.
Florianstraße 17, 70188 Stuttgart



*Weltoffen und interessiert, den Mitmenschen zugewandt,
mutig und unverzagt, beharrlich und doch bescheiden –
treusorgende Mutter, Schwiegermutter, Oma und gute Freundin.*



EMILIE VOGT

geb. Eckert
* 30.12.1916 Sarata/Bessarabien † 2.5.2020 Korntal

Nach einem langen und erfüllten Leben verabschieden wir uns in Trauer, Liebe und Dankbarkeit von Milchen

Thomas Vogt und Siglinde Haller
Paula Haller
Djina
Hanspeter Katz mit Jasmin und Felix



Aufgrund der aktuellen Situation fand die Trauerfeier mit Bestattung im kleinen Kreis statt. Für alle Zeichen der Anteilnahme möchten wir uns herzlich bedanken.
Trauerfamilie Vogt
Hertfelderstraße 37-1 · 73733 Esslingen

Bin gegangen sanft und leise, auf meine allerletzte Reise.
Folge still des Schöpfers Ruf, dem Herrn der alles Leben schuf.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von
unserer Mutter, allerliebsten Oma, Uroma, Schwester,
Tante, Cousine und Schwägerin.



Leonide Thiem „Nida“

geb. Radies in Paris/Bessarabien
Tochter von Emma und Otto Radies

16.08.1931 – 02.05.2020

In stillem Gedenken

Dein Sohn Arwes mit Sabine
Deine Tochter Heike mit Kai
Deine Tochter Yvonne

im Namen aller Angehörigen.

Besuchen Sie unsere
Homepage:
www.bessarabien.de

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß, homepage@bessarabien.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzende: Brigitte Bornemann, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (07 11) 44 00 77-20, E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.de

Redaktion: Anne Seemann, Telefon 0173 / 21 58 509 (Schriftleitung); Karl-Heinz Ulrich (Kirchliches Leben)

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de, per Post an Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle des Vereins zu erhalten.

Vertrieb: Bessarabiendeutscher Verein e.V. (Anschrift wie oben), Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich.

Druck und Versand: QUBUS media GmbH, Beckstraße 10, 30457 Hannover

Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR,

Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR. Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart